Ida von Schwaben

Enkelin
der Kaiſerin Giſela.

pag. 54

In zwei Theilen.

Leipzig,
bey Friedrich Gotthold Jacobäer, 1791.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

An die Leſer.

Hier, theure Leſer, übergeben wir Euch abermahls ein Erzeugniß unſrer Muſeſtunden. Unſer Zweck iſt erreicht, wenn es ſo aufgenommen wird, wie ſeine frühern Brüder. Welche dies waren? — dies, aufmerkſame Leſer, werdet Ihr ſchließen können, wenn Ihr gegenwärtiges Büchlein geleſen habt.

Inhalt.

Inhalt.

Erſtes Kapitel.
Handelt von der Geburt der Heldin. 1
Zweites Kapitel.
Fräulein Judith aus der Lombardei. 9
Drittes Kapitel.
Judith lohnt der Herzogin mit Undank. 47
Viertes Kapitel.
Entdeckungen und Todesfälle. 59
Fünftes Kapitel.
Idas Schmerz muß der Freude weichen. 82
Sechſtes Kapitel.
Enthält etwas von Idas Erziehung und einen Zeitraum von acht Jahren. 91
Siebentes Kapitel.
Ein Mönch verehrt der gelehrten Ida den Ovid 107
Achtes Kapitel.
Selbſtgeſpräche. Ovid als Richter. 123
Neuntes Kapitel.
Frohe Ausſichten 138
Zehntes Kapitel.
Sonnenſchein und Regenwolken. 154
Eilftes Kapitel.
Luitbold macht ſich verdächtig. 166
Zwölftes Kapitel.
Wider ihren Willen gießt Luitgard Oel ins Feuer. 184
Dreizehntes Kapitel.
Die Liebe ſiegt. 198
Vierzehntes Kapitel.
Ein Beweiß mehr, daß Trauer der Freude oft plötzlich folgt. 221
Funfzehntes Kapitel.
Enthält wichtige Vorfälle und Veränderungen. 231
Sechszehntes Kapitel.
Ida die Mutter ihres Landes. 242
Siebenzehntes Kapitel.
Auch ein Geiziger giebt zuweilen gern Geld weg. 252

Erſtes

Erſtes Kapitel.

Handelt von der Geburt unſrer Heldin.

Als Kaiſer Heinrich der Zweite zu Anfang des Jahres 1023, von ſeinem Kriegszuge aus Italien zurückkam, zogen alle Fürſten, die ihn begleitet hatten, wieder heim in ihr Land. Auch der achtzehnjährige Herzog von Schwaben, Ernſt der Zweite, verließ das kaiſerliche Heer ſogleich und eilte auf ſeine Burg. Die Nachricht, daß ſeine Hausfrau Bertrada vor einigen Stunden eines Fräuleins geneſen wäre, war das Erſte, was er erfuhr.

Herzog Ernſt ſchwang ſich eilend vom Pferde, flog in das Gemach ſeiner Gemahlin und ſchloß ſie mit dem frohen Gefühl, von dem Wiederſehen begleitet wird, in ſeine Arme. Frau Bertrada erwiederte ſeine Umarmung mit allem Feuer, das Entkräftung ihr übrig gelaſſen hatte, worauf ſie einer ihrer Frauen gebot, ihr die Neugebohrne zu bringen. Dieſe gehorchte ohne Zaudern und die Kleine lächelte ihrem Vater, der ſie mit Küſſen bedeckte, holdſelig entgegen. So viel von der Geburt unſrer Heldin.

Zwey Tage nachher bat die Herzogin ihren Gemahl, daß er ihr erlauben mögte, ihrem Töchterlein den Namen Ida zu geben und Ernſt willigte gern ein. Herzog Konrad der Salier, der ſich mit Ernſts Mutter vermählt hatte und Bertradas Mutter, die Gemahlin des Grafen von Egisheim, Hugos des Vierten, wurden die Pathen der kleinen Ida.

Die erſten Jahre der Kindheit bieten gewöhnlich dem Geſchichtſchreiber wenig Stoff

dar; auch wir befinden uns in dieſem Falle. Drey Jahre verfloſſen und unſerer Ida begegnete während dem Laufe derſelben nichts, als was allen Kindern in dieſem Alter begegnet. Sie wuchs und lernte gehen und lallen. Auch ihre Mutter genoß dieſe Zeit über ungeſtörte Freude, die durch das Lächeln und Schmeicheln der kleinen Ida noch vermehrt wurde; doch umwölkte ſich öfters die Stirn ihres Vaters, ob er ſchon aus Liebe ſich bemühete, den Unmuth, der ihn quälte, vor ſeiner Gattin zu verbergen.

Herzog Ernſt hatte mit vielen Menſchen den Fehler gemein, daß er ſich ſelbſt Leiden ſchuf. Ein mächtiger Fürſt, ein glücklicher Gatte und Vater — was blieb ihm zu wünſchen übrig? — und doch war er unzufrieden. Der herzogliche Hut genügte ſeinem Ehrgeize, Schwabens Beſitz, ſeinem Ländergeize nicht; er wünſchte ſein Haupt mit einer königlichen Krone ſchmücken, neben Schwaben auch über Burgund gebieten zu können, und

er glaubte auf dies Königreich gerechte Anſprüche zu haben, weil ſeine Großmutter eine Schweſter des Königs Rudolphs von Burgund war, der, ohne männliche Erben zu haben, ſich jetzt ſeinem Ende nahete.

Nach ſeiner Zurückkunft aus Italien hatte er ſich nicht lange mit dem ſüßen Traume beſchäftigt, in kurzer Zeit König von Burgund zu werden; als er Kunde von einem Vertrage erhielt, der zwiſchen dem König Rudolph und dem Kaiſer Heinrich geſchloßen worden war. Rudolph, dem Heinrich durch eine andere Schweſter ſo nahe verwandt war, als Ernſt, hatte jenen zum alleinigen Erben ſeines Landes eingeſetzt, eine Uebereinkunft, die freylich nicht nach Ernſts Wunſche ſeyn konnte. Kaiſer Heinrich ſtarb eher als Rudolph, wodurch in dem Herzog von Schwaben die Hofnung empor wuchs, ſeinen ſchönen Traum doch noch in Wirklichkeit verwandelt zu ſehen; und bald nachher wurde dieſe Hofnung noch vermehrt,

mehrt, doch eben ſo bald auch wieder vermindert.

Konrad der Salier, der Heinrichen im Reiche nachfolgte, glaubte auch in die Rechte zu treten, die Rudolph dieſem nach ſeinem Tode zuerkannt hatte. Sobald er daher bemerkte, daß König Rudolph nicht gleicher Meinung mit ihm wäre, rückte er mit einem Heere in ſein Land, nahm die Stadt Baſel weg und würde vielleicht noch vor Rudolphs Tode ſich ſeines Königreichs bemächtigt haben, wenn Giſela, ſeine Gemahlin und Rudolphs Nichte, nicht als Mittlerin zwiſchen ihnen aufgetreten wäre. Ihre Klugheit bewirkte nicht nur, daß die ſtreitenden Partheien das blutheiſchende Schwerdt wieder in die Scheide ſteckten, ſondern ſie brachte es auch ſo weit, daß König Rudolph mit ihrem Gemahl den Vertrag erneuerte, den er mit ſeinem Vorweſer geſchloßen hatte.

Ernſts Unmuth ſtieg jetzt ſo hoch, daß es ihm kaum möglich war, ihn ſeiner Gattin zu

verheimlichen. Er hielt ſeine Anſprüche auf Burgund für nicht weniger gerecht, als die Anſprüche ſeines Stiefvaters, weshalb er über ſeine Mutter zürnte, daß ſie ihre Beredſamkeit nur zum Beſten ihres Gemahls angewandt und den Vortheil ihres Sohnes ſo ganz vergeſſen hatte. Eben hatte er beſchloſſen, ihr die Vorwürfe, die er ihr bisher nur in ſeinem Herzen gemacht hatte, laut zu machen, als er durch einen Herold das Aufgebot erhielt, mit ſeinen Lehnsleuten und Dienſtmannen kaiſerlicher Majeſtät nach Italien zu folgen.

Ohne Schwierigkeit ſah er ein, daß der Kaiſer ihn abſichtlich aus Deutſchland zu entfernen ſuchte, damit er ihm nicht vielleicht in ſeiner Abweſenheit ſchaden und ſeine Anſprüche auf Burgund mit gewafneter Hand geltend machen möchte. Er blieb eine Zeitlang unentſchloßen, ob er dem Befehl des Kaiſers gemäß handeln ſollte oder nicht; entſchloß ſich aber doch endlich zu dem erſtern, weil er glaubte, daß es jetzt noch zu früh wäre, ſich

wider

wider einen ſo mächtigen Gegner aufzulehnen, da er ſich noch nicht durch Verbindungen mit andern Fürſten hinlänglich geſtärkt hatte, um dies mit wahrſcheinlicher Hofnung eines glücklichen Erfolgs thun zu können. Er begab ſich demnach zu dem Heere des Kaiſers, wo er auch ſeine Mutter fand.

Indeß Frau Bertrada über die Abweſenheit ihres Gemahls klagte, und die kleine Ida ſie oft fragte, ob der Vater noch nicht bald wieder käme; beklagte Ernſt ſich bey ſeiner Mutter, daß ſie ſeinen Vortheil aus Gunſt für ihren Gemahl aufgeopfert hätte. Die Kaiſerin Giſela ſuchte ihren Sohn zu beruhigen, ermahnte ihn, damit zufrieden zu ſeyn, daß er einer der mächtigſten Fürſten in Deutſchland wäre, und weil er gerne noch mächtiger zu ſeyn wünſchte, verſprach ſie ihm, ſich bey dem Kaiſer zu verwenden, daß er ihn für den Theil, den er vielleicht von Burgund hätte erhalten können, auf eine andere Art ſchadlos halten möchte. Durch dies Verſprechen einigermaßen

germaßen zufrieden geſtellt, war Ernſts Abſchied von ſeiner Mutter wenigſtens freundlicher, als ſeine erſte Begrüßung; doch ließ er ſie und ihren Gemahl auch jetzt noch deutlich merken, daß er mit ihnen unzufrieden war.

Bald nach Ernſts Ankunft trat Kaiſer Konrad der Zweite ſeinen Zug an; und wir laſſen ihn und ſeinen mißvergnügten Stiefſohn ziehen, um zu der Gemahlin des letztern zurückzukehren.

Zweites Kapitel.

Fräulein Judith aus der Lombardey.

Als Herzog Ernſt ſeine Gattin verlies, hatte ſie ſich, die kleine Ida auf dem Arme, vor die Burgpforte geſtellt, um ihm ſo lange, als möglich nachzublicken.

Eben war der Federſchmuck, der auf ſeinem Helme wehete, aus Bertradas nacheilen-

den Blicken verſchwunden, als ſie nicht fern von ſich eine weibliche Geſtalt gewahrte, die auf einen Stab geſtützt mühſam auf ſie zuſchlich. Sobald ſie ſie erreicht hatte, bat ſie mit ſchwacher Stimme um Herberge, und Bertrada, in deren Charakter Mildthätigkeit ein Hauptzug war, lies ſie nicht vergebens bitten. Sie reichte ihr ſelbſt den Arm, um ihr den Weg zu erleichtern.

Der erſte Blick der Herzogin auf die Bittende hatte ſie mit Schrecken und Abſcheu, der zweite mit Mitleid erfüllt. Um Euch, theure Leſer, zu zeigen, wie dieſe beiden, einander ſo entgegengeſetzten, Gefühle ſo ſchnell abwechſeln konnten, glauben wir Euch eine kurze Beſchreibung der Geſtalt machen zu müſſen, die ſie hervorbrachte.

Die Unglückliche, welche das Mitleid der Herzogin von Schwaben anflehte, war eins der häßlichſten Weiber, das Menſchenaugen je geſehen haben. Ihre Züge waren verzerrt,

die Farbe ihres Geſichts war eine Miſchung von grau, gelb und braun, über die rothen und triefenden Augen hiengen dunkelrothe Haare verworren herab, und der zahnloſe Mund, deſſen Oberlippe von der Naſe berührt wurde, glich einem Schlunde. Es war kein Gewand mehr, worein das Uebrige dieſer Geſtalt gehüllt war, ſondern Lumpen verſchiedener Art, von denen einige ſeidene mit Gold durchwebte ſchließen ließen, daß ihre Beſitzerin von einem hohen Stande zu einer der niedrigſten Stufen des Elendes herab geſunken wäre. Dieſe Vermuthung, welche Frau Bertrada ſogleich machte, war es, die ihr Mitleid erregte, das in kurzem noch ſtärker wurde, als der vorhergegangene Abſcheu.

Sobald die Herzogin mit ihrer Begleiterin in ihrem Gemache ankam, hies ſie ſie niederſetzen, und befahl ihren Leuten ein Fläſchgen Wein und etwas zum Imbis herbey zu bringen. Die Unglückliche labte ſich und verſuchte, mit abgebrochenen Worten, der Herzogin ihren

ren Dank zu ſtammeln, welchen dieſe hingegen ſich verbat und ſie ermahnte, jezt noch einige Zeit zu Sammlung ihrer Kräfte anzuwenden. „Habt Ihr Euch erſt erholt“ — ſprach ſie zu ihr — „und ihr wollt mir dann erzählen, welche Unglücksſtürme Euch in Eure jezige Lage herab ſtürzten, ſo werdet Ihr an mir eine aufmerkſame Zuhörerin finden.“

„Das werde ich bald vermögend ſeyn“ — antwortete jene — „denn ich fühle, daß der edle Saft des Rebſtockes, den Eure Milde mir zum Labſal reichte, neue Lebenskraft in mich gießt.“

„Folgt vorher, wenn ich euch rathen ſoll“ — fuhr die Herzogin fort und deutete auf eine ihrer Frauen — „meiner Kunigunde, die Euch ein Bett anweiſen wird, um Eure ermatteten Glieder durch Schlaf zu ſtärken.“

Die Alte befolgte den Rath ihrer ſorgfältigen Wirthin. Sie ſchlief bis der Mittag ſich nahete und wunderte ſich bey ihrem Erwachen

nicht wenig, die Ueberbleibſel ihres ehemaligen Gewandes nicht wieder zu finden, an der Stelle aber, wohin ſie ſie gelegt hatte, alles was zu einem weiblichen Anzuge gehört, reinlich und ſauber zu erblicken. Unentſchloſſen, ob ſie ſich damit bekleiden ſollte, kündigte ſie ihr Erwachen durch Huſten an, wodurch Kunigunde herbey gerufen wurde.

„Meine edle Gebieterin“ — ſprach dieſe zu der Erſtaunten — „bittet Euch, mit dem was Ihr hier findet Euch einſtweilen zu bekleiden, bis ſie für andere Kleider geſorgt haben wird“. Hierauf war Kunigunde der Fremden im Ankleiden ſelbſt behülflich und führte ſie, ſobald ſie damit zu Stande gekommen war, in das Gemach, welches ſie vorher verlaſſen hatten. Die Herzogin, welche ihrer ſchon wartete, erkundigte ſich freundlich, ob ihr Gaſt ſich erholt hätte; und nachdem ſie ein dankbares Ja zur Antwort erhalten hatte, wiederholte ſie den Wunſch, die Begebenheiten der Fremden zu hören.

„Ihr

„Ihr befehlt, gnädige Frau“ — erwiederte dieſe — „und eure Magd gehorcht. Damit aber Mitleid Euch nicht Euer Mittagsmal vergällt, ſo erlaubt mir zu ſchweigen, bis Ihr es erſt eingenommen habt.“

Frau Bertrada war dies zufrieden, eilte aber mit dem Eſſen, um ihrer billigen Neugier bald einen Schmaus zu geben. Nach kurzer Zeit wurden die Speiſen abgetragen und ſobald die Unglückliche, nach einem Winke der Herzogin, der alle ihre Bedienten entfernte, ſich mit ihr allein ſahe, begann ſie alſo:

„Mein Vaterland iſt die Lombardey, mein Name Judith. Meine Eltern ſtarben beide, als ich noch ſehr jung, und meine Brüder kaum den Knabenjahren entwachſen waren. Sie hinterließen uns ein feſtes Schloß und ſo viel Vermögen, daß wir keinen Mangel zu befürchten gehabt haben würden, wenn es meine Brüder nicht mit unſinniger Verſchwendung in

Zeit

Zeit von zwey Jahren durchgebracht hätten. Nun war kein Liard mehr im Schatze, aber in meinen Brüdern lebte noch großer Hang zur Verſchwendung. Außer Stande ihm gemäs zu handeln, ſannen ſie auf Mittel, wie dies möglich zu machen wäre, da ihnen dann freilichzu erſt einfiel, ſich auf Unkoſten Anderer zu bereichern. Sie befehdeten daher ihre Nachbarn und führten öfters Raub mit ſich fort, der bisweilen zwar groß, zu Befriedigung ihrer Wünſche aber immer noch zu klein war. Sie beſchloſſen alſo, die Kaufleute zu berauben, welche die Straße von Venedig nach Nürnberg ihrer Burg nicht fern vorüber führte; ſie führten ihren Entſchluß aus und der Erfolg entſprach ihrer Erwartung ſo vollkommen, daß ſie mit reicher Beute beladen in ihre Burg zurückkehrten.

Dieſer erſte Verſuch, ſich Reichthümer zu verſchaffen, blieb verborgen, weil die Kaufleute glaubten, nicht von Rittern ſondern von gewöhnlichen Straßenräubern angefallen wor-

den

den zu ſeyn; und meine Brüder hatten vor der Hand nicht nöthig einen zweiten Verſuch zu machen, da der Tod eines reichen Oheims ſie zu Beſitzern rechtmäßig erworbener Schätze machte. Erfahrung hatte ſie gelehrt, damit ein wenig räthlicher umzugehen, ſo daß ſie ſich erſt nach zwölf Jahren wieder auf den Beſitz ihrer Bergfeſte eingeſchränkt ſahen, und erſt vier Jahre nachher kam es ſo weit, daß dieſe ihr einziger Reichthum war. Bis hieher hatte die Summe gereicht, die ſie durch den Verkauf der Beſitzungen unſres Oheims gelößt hatten; nun aber da ſich nur noch beinahe ein namenloſer Theil derſelben im Kaſten befand, glaubten ſie ihre Zuflucht wieder zum Raube nehmen zu müſſen.

Ich hatte indeſſen immer vergebens eines Freiers geharrt, denn die Lebensweiſe meiner Brüder und meine eigene Geſtalt, die zwar einſt weniger abſchreckend als jezt, aber doch nie reizend war, ſcheuchte ſie von mir. Weil kein Mann mich zu ſeiner Braut erwählte,

ſtieg

ſtieg der Gedanke, eine Braut der Kirche zu werden, öfters in mir auf; doch wurde er immer durch die Bitten meiner Brüder, ſie nicht zu verlaſſen, ſondern ihrem Hausweſen noch länger vorzuſtehen, verhindert, zum Entſchluſſe zu reifen.

Meine Brüder machten indeſſen Ausfälle ſo oft ihr Seckel leer war, doch raubten ſie bald in dieſer, bald in jener Gegend, damit ſie nicht als Thäter der öftern Räubereyen, von denen das Gerücht erſcholl, geahndet werden möchten. So gelang es ihnen lange Zeit im Verborgenen zu rauben, doch begann man nach und nach ihre Namen ſich ins Ohr zu raunen, wenn von einer neuerdings verübten Räuberey die Rede war, weil man bemerkte, daß ſich meine Brüder während der Zeit da ſie geſchehen war, nicht auf ihrer Burg befanden. Mehr noch erregten dieſe den gegen ſie entſtandenen Argwohn dadurch, daß ſie gemeiniglich nach ihrer Wiederkunft köſtlicher lebten, als vor ihrem Auszuge.

Einige

Einige unſrer Nachbarn beredeten ſich daher, das Geheimniß zu erforſchen, und ich will nicht unterſuchen ob Gerechtigkeitsliebe oder perſönlicher Haß gegen meine Brüder die erſte Veranlaſſung zu dieſem Vorſatze gab. Genug er wurde ausgeführt, und da die Aufpaſſer einſtmals in der Nacht meine Brüder mit einer Anzahl bepackter Pferde und Maulthiere in ihre Burg ziehen ſahen, ſäumten ſie nicht länger, ſie öffentlich Mörder und Räuber zu nennen.“

„Und auch Ihr erfuhrt jezt erſt, welcher Verbrechen Eure Brüder ſich ſchuldig machten?“ — fragte die Herzogin die Erzählerin.

„O nein!“ — fuhr dieſe fort — „mir waren ihre Gräuelthaten ſchon längſt bekannt, aber ihnen zu ſteuern überſtieg meine Kräfte. Knieend flehte ich ſie öfters, in ſich zu gehen und ihr ſündhaftes Leben zu ändern; bewirkte aber damit nichts, als daß ſie mich verlachten, und, als ich meine Ermahnungen wiederholte, mir

drohend verboten, ihre Ohren fürderhin mit ſolchen Weibergrillen zu behelligen. Ich lies mich nicht ſogleich abſchrecken, doch erreichte ich meinen Zweck nicht und Mißhandlungen waren der Lohn meiner gutgemeinten ſchweſterlichen Erinnerungen. Ich ſchwieg alſo und bemühte mich, die Uebelthaten meiner Brüder, durch Wohlthaten, welche ich den Armen und Nothleidenden erzeigte, einigermaßen zu verſöhnen.

Bisher hatten meine Brüder noch nicht gemordet; aber nun, da man ſie laut und allgemein Räuber nannte, glaubten ſie, ihre Räubereyen künftighin am ſicherſten verbergen zu können, wenn ſie die Beraubten durch Ermordung hinderten, ihr Unglück kund zu machen. Da ich meine Brüder zum erſten male mit Blut befleckt heimkehren ſah, machte ich noch einmal einen Verſuch, ob es nicht möglich wäre, ihre verhärteten Herzen zur Beſſerung und Reue zu erweichen. Ich bot alle meine Beredſamkeit auf, ihr Gewiſſen aufzuregen.

regen. Vor ihre Füſſe hingeworfen beſchwor ich ſie, bey Gott und allen Heiligen, ſich zu beſſern, keine Blutſchulden mehr auf ſich zu laden, ſondern unter dem Panier eines Fürſten im rechtlichen Kampfe ſich Brod und Ruhm zu erwerben.

„Schweig, läſtige Bußpredigerin" — rief endlich mein älteſter Bruder und ſties mich mit dem Fuße von ſich.

Ich umklammerte ſeine Knie feſter und fuhr in meiner Rede fort; aber ergrimmt faßte mich der Unmenſch, ſchleifte mich bey den Haaren die Stiege hinab und, ohne auf mein Winſeln, auf mein Flehen um Erbarmen zu hören, ſtieß er mich in das Burgverlies.

„Hier" — donnerte er — „predige den Mäuſen und Ratten!"

Einen Tag ſchmachtete ich, ehe jemand in meinen ſchrecklichen Aufenthalt kam, jezt erſchien ein Knappe, der mir Waſſer und Brod brachte. „Flehe Deinen Herrn" — ſprach ich zu dem Knappen, von welchem ich wußte, daß

er viel über meinen älteſten Bruder vermochte — „flehe Deinen Herrn um Barmherzigkeit für ſeine Schweſter.“

Der Knappe verſprach es und des andern Morgens erſchien mit ihm zugleich mein Bruder.

„Willſt Du Dich“ — rief er mir zu — „hinfort nur um das Hausweſen und nicht um Deiner Brüder Thun und Weſen bekümmern, ſo ſey dir vergeben. Wiſſe aber, daß Du in dieſem Kerker verſchmachten ſollſt, wenn Du Dich je wieder erkühnſt, ſo wie vorgeſtern zu ſprechen. Thuſt Du dies aber nicht, ſondern zähmſt Deine Zunge, daß ſie auch nichts von dem entdeckt, was ſeit zwey Tagen hier vorgieng, ſo werden Deine Brüder wieder ſo freundlich gegen Dich ſeyn als ſonſt.“

Mein Kerker war zu fürchterlich, als daß ich nicht unter jeder Bedingung frey zu werden hätte ſuchen ſollen. Ich gelobte demnach was mein Bruder von mir verlangte, und blieb nachher meinem Verſprechen treu, ob ich gleich

nicht

nicht unterlaſſen konnte, meine Brüder wenigſtens durch Mienen zu ſtrafen. Endlich ward ich es müde, unter dieſen Unmenſchen zu leben und entſchloß mich, in ein Kloſter zu fliehen, wo ich vor ihnen und der Welt verborgen ſeyn könnte. Ich hatte ein Mädchen in meinen Dienſten, das ich zu meiner Freundin und Vertrauten gemacht hatte. Ohne Umgang mit andern Menſchen war dies Mädchen die Einzige, der ich mein Leiden klagen konnte. Ich hatte hierdurch öfters mein beſchwertes Herz erleichtert und verbarg ihr auch jezt meinen Entſchluß nicht, durch geheime Flucht in ein Kloſter alle meine Leiden zu enden. Dieſe Mittheilung war Schuld, daß ich ihn nicht ausführen konnte.

Mein Mädchen liebte den Knappen, von dem ich vorhin geſprochen habe und der, ob er gleich an den Räubereyen meiner Brüder inſofern Theil nahm, daß er den erbeuteten Raub in Sicherheit bringen half, ſich von ſeinen Herren ſehr zu ſeinem Vortheil unterſchied.

Er hatte an ihren ungerechten Handlungen ſo wenig Gefallen als ich, nur Dankbarkeit feſſelte ihn noch an den Dienſt meiner Brüder. Als einen Elterloſen Knaben hatte ihn mein Vater zu ſich genommen, und ihn mit meinen Brüdern erziehen laſſen; und dieſen dankte er es, daß er aus einem gemeinen Reutersknecht ein Knappe worden war. Er glaubte daher Männer nicht verlaſſen zu dürfen, die ſich ſeiner angenommen hatten, und wagte es bisweilen, ſie zu einer Aenderung ihres Lebens zu ermahnen, bewirkte aber hierdurch nicht mehr als ich, wenn ſie ihn ſchon mit ſeinen Erinnerungen nicht ſo ungeſtüm von ſich ſtießen.

Feſte Treue war eine der erſten Tugenden meines Mädchens und die Urſache, daß ſie die Bitte ihres Liebhabers, mit ihm aus einer Räuberhöhle zu entfliehen, worinnen längerer Aufenthalt ihn empörte, unerfüllt lies. Jezt da ſie meinen Entſchluß erfahren hatte, war die treue Dienerin unentſchloſſen, ob ſie mich begleiten oder den Vorſchlag ihres Geliebten an-

nehmen

nehmen ſollte. Dieſer wiederholte ſeine Bitten und die Unentſchloſſenheit, welche ſich auf dem Geſichte meines Mädchens mahlte, fiel ihm auf. Er forſchte nach dem Grunde deſſelben, und welches Mädchen kann ihrem Geliebten Geheimniſſe verbergen, zumal wenn ſie ihn ſelbſt angehen? Meine Dienerin freuete ſich, ihren Wolf zum Vertrauten meines Geheimniſſes gemacht zu haben, weil er ſich ſogleich erbot, mich zu jedem Kloſter, in welches ich mich begeben wollte, und wenn es am äußerſten Ende der Chriſtenheit läge, ſicher zu geleiten.

Voller Freuden über dieſen Vorſatz, foderte ſie ihn auf, mir ihn ſelbſt bekannt zu machen. Er that es und wenn ich ſchon Anfangs über mein Mädchen zürnte, daß ſie mein Geheimniß nicht beſſer in ihrem Buſen verwahrt hatte, ſo fieng ich doch bald an, mit ihrer Plauderey zufrieden zu ſeyn, da mir Wolf Treue und Verſchwiegenheit ſchwor und ich von ſeiner Ehrlichkeit zu feſt überzeugt war,

 um

um an der Erfüllung dieſes Schwures zu zweifeln. Wolf bat mich, wenn wir zu dem Kloſter gelangt ſeyn würden, das ich zu meinem Zufluchtsorte erwählen wollte, ihm zu der Verbindung mit meiner Dienerin meine Einwilligung und meinen Seegen zu geben; und ich hätte unbillig ſeyn müſſen, wenn ich ihm nicht beides verſprochen hätte. Ich dankte dem ehrlichen Wolf für ſein Erbieten, mich auf meiner Reiſe begleiten und ſchützen zu wollen; und überlies ihm die Wahl des Tages zur Ausführung unſers Vorhabens, nur bat ich ihn, ſie ſo viel als möglich zu beſchleunigen.

Vor einiger Zeit ſchon hatte ein anderer Diener meiner Brüder gleichen Wunſch mit Wolf gehegt, auch ſein Gewiſſen ſträubte ſich, länger Räubern zu dienen und die Gleichheit ihrer Wünſche machte ihn und Wolf zu Freunden. Jezt da Wolf die Erfüllung ſeines Wunſches nahe glaubte, ſäumte er nicht, ſeinem Freunde davon Nachricht zu geben. Dieſer dankte ihm herzlich dafür und verſprach ſich

fertig

fertig zu halten, damit er jeden Augenblick zur Flucht bereit wäre.

Nach einigen Tagen brachte mir Wolf die frohe Bothſchaft, daß meine Brüder morgen bey einem ihrer Nachbarn, der ſeit kurzer Zeit angefangen hatte, gleich ihnen ſich vom Raube zu nähren, einem Freudengelage beywohnen würden. Wir zauderten daher nicht, dieſe Gelegenheit, uns in Freiheit zu ſetzen, zu benutzen und beſtimmten den Abend dieſes Tages zur Ausführung unſers Vorſatzes.

Der Weg nach dem Kloſter, wohin ich gehen wollte, gieng der Burg, wo meine Brüder ſchmauſten, nahe vorbey, doch konnte man die Burg ſowohl, als die Straße von ihr nach der Bergfeſte meiner Brüder durch einen Seitenweg umgehen. Wir ſchlugen dieſen ein und Wolfs Gefährte, deſſen Gegenwart mir gleich Anfangs widrig war, weil ich ihn ſelbſt nicht kannte und befürchtete, daß der ehrliche Wolf ſich vielleicht in ihm getäuſcht haben könnte, erbot ſich auf dem Wege nach

der Burg zu harren, um uns, wenn wider Vermuthen, meine Brüder ſchon heimkehren ſollten, ſo bald er ſie erblickte, davon Nachricht zu geben. Mir ſchien dieſe Vorſicht unnöthig, doch Wolf war anderer Meinung als ich, weil der Weg, den wir ziehen mußten, von der gewöhnlichen Straße nicht weit genug entfernt war, um nicht hier die Tritte unſrer Pferde zu hören.

„Dränge dies Geräuſch“ — ſetzte er hinzu — „in die Ohren eurer Brüder, ſo möchten ſie uns vielleicht für Kaufleute halten und uns nacheilen; benachrichtiget uns aber unſer Begleiter von ihrer Nähe, ſo können wir uns im Gebüſche verbergen, bis ſie vorüber ſind.“

Wir ſtellten alſo dieſen zum Poſten aus und zogen ſorglos weiter; doch ehe eine halbe Stunde vergieng hörten wir hinter uns und vor uns Menſchen ſchreyen und Roſſe wiehern. Bald kam das Geräuſch näher und ich glaubte in die Erde ſinken zu müßen, als ich meine Brüder toben und fluchen hörte. Wolfs

Freund

Freund, der ſeit kurzem an dem Gewerbe meiner Brüder Geſchmack gefunden hatte, war an uns zum Verräther worden. Er begleitete unſere Verfolger.

Zu entkommen war unmöglich, denn ſchon waren wir umringt. Ich glaubte daher, daß mir nichts übrig bliebe, als meine Seele Gott zu empfehlen. Indem ich dies that, hatten uns meine Brüder und ihre Gefährten erreicht. Ich will nicht erzählen, gnädige Frau, wie die Unmenſchen mich mißhandelten, ſondern Euch nur den Ausgang dieſes ſchrecklichen Abentheuers berichten.

Ritter Gozzelo, der Begleiter meiner Brüder, hatte einige Tage vorher um meine Hand geworben, eine Urſache mehr warum ich Flucht für nöthig hielt. Jetzt da meine Brüder mir mit dem Burgverlies, mit Schlägen, Geißeln, und Gott weiß womit ſonſt noch drohten, warf Gozzelo ſich zum Mittler auf.

„Wollt Ihr meine Hausfrau werden, Fräulein“. — ſprach er zu mir — „ſo will ich

Euer

Euer Schützer ſeyn und Niemand ſoll es wagen, Euch ein Haar zu krümmen!“

Ich ſchauderte bey dem Gedanken, die Gattin eines ſolchen Unmenſchen, eines Räubers und Mörders zu werden; aber noch mehr bey der Erinnerung an das Burgverlies. Die Verſicherung meiner Brüder: daß ſie allen Rechten auf mich entſagten, ſobald ich ihrem Freunde welche über mich zugeſtånde; brachte endlich den Entſchluß in mir hervor: ſeine Gattin zu werden und unter zwey Uebeln das kleinſte zu wählen. Vielleicht, dachte ich, gelingt dir es bey ihm, was dir bey deinen Brüdern nicht gelingen wollte; vielleicht kannſt du wenigſtens dieſen umſchaffen.

„Ja Herr Ritter,“ rief ich aus, „meine Hand ſey Euer, doch unter der einzigen Bedingung: daß Wolf aus den Dienſten meiner Brüder in die meinigen übertreten darf. Ich war es, die ihn zur Flucht beredete, daher es meine Pflicht iſt, dafür zu ſorgen, daß für meine Schuld nicht ihn die Rache trift.“

Meine

Meine Brüder wollten nicht in dieſen Vorſchlag willigen, doch ſiegte endlich Ritter Gozzelo über ihre Härte.

Begleitet von uns zogen nun alle auf die Burg des Ritters Gozzelo zurück, wo meine Verlöbniß mit ihm durch wilden Taumel gefeyert wurde. Gezwungen trank ich mehr Wein, als mir dienlich war, wurde berauſcht und meiner Sinne dann erſt wieder mächtig, als ich des andern Morgens in Gozzelos Armen erwachte. Ich machte ihm die bitterſten Vorwürfe, weinte, klagte, wüthete; aber Gozzelo lachte.

„Wozu dies Unweſen“ — fragte er — „habt Ihr nicht in die Verbindung mit mir „gewilligt?“

„Ja Ritter“ — antwortete ich — „Eu„re Gattin wollte ich werden, aber Eure Bei„ſchläferin werde ich nie werden!“

„Ich ſchwöre es Euch, bey meinem „Schwerdte“ — rief Gozzelo — „daß Ihr „ewig und einzig meine Gattin ſeyn ſollt. Von

„heute

„heute an tretet Ihr in alle Rechte derſelben „und führet meinen Namen, aber unſere Verbindung kann keines Prieſters Hand beſiegeln, „weil ich im Kirchenbanne lebe und nicht Willens bin, die Hälfte meines Vermögens hinzugeben, um mich davon loß zu kaufen. Aber „das kümmere Euch nicht, liebe Judith denn „Ihr werdet in meinen Armen ſo ſanft ruhen, „als wenn ein Prieſter ſeinen Segen dazu geſprochen hätte.“

Doch ich bemerke, gnädige Frau, daß ich in der Erzählung meiner Begebenheiten zu geſchwätzig bin. Um Eure Gedult nicht noch länger zu prüfen, will ich das Uebrige kurz zuſammen faſſen.

Unter mehreren mißlungenen Verſuchen, meinen Gatten umzuſtimmen oder von ihm zu entfliehen, verſtrichen zwey Jahre. Das Maas der Uebelthaten meiner Brüder war voll worden; das Geſchrey über ihre Räubereyen und Mordthaten wurde allgemein. Ihr Lehnsherr, der ihnen ſchon oft gedrohet hatte, ergrimmte

grimmte endlich, ließ ihr Raubſchloß zerſtö-
ren und ſie ſelbſt den unſchuldig Ermordeten
zur Rache opfern. Mein Gemahl entgieng
jetzt noch der gerechten Strafe und ich wendete
alles an, ihn durch dieß abſchreckende Bey-
ſpiel zu vermögen, daß er ſich ändern und
mit der Kirche ausſöhnen möchte. Meine
Vorſtellungen waren nicht nur fruchtlos, ſon-
dern er raubte und mordete jetzt im Gegenthei-
le noch mehr als vorher; aber bald traf auch
ihn der Gerechtigkeit rächendes Schwerdt.

Die Wiederkehr des Tages unſerer eigen-
mächtigen Vermählung feſtlich zu begehen, hat-
te einſt der Ritter Gozzelo einige ſeiner Zech-
brüder zu ſich geladen. Alle, nur ich nicht,
ſaßen fröhlich an der köſtlichen Tafel, als ſie
auf einmal aus ihrer Freude aufgeſchreckt
wurden. Der Burgwächter blies Lärm und
ein Knappe ſtürzte mit der Nachricht herein,
daß eine Schaar Reiſiger und Gewapneter
mit Mauerbrechern und andern Sturmwerk-
zeugen ſich der Burg nahete. Gozzelo gab

ſchleu-

ſchleunigſt Befehl zur Gegenwehr und ſeine Zechgenoßen, welche glaubten, daß vielleicht einer der Nachbarn ihn befehden wollte, ſchworen, daß ſie ihm mit ihrem Blute beyſtehen wollten. Sie vertheilten ſich mit den Ihrigen nach allen Seiten der Burg, um jeden Angrif zurückzuſchlagen; doch ehe noch ein einziger geſchah erſchien ein Herold, welcher mit lauter Stimme befahl, die Burgpforte zu öffnen; und zugleich verkündigte, daß ſie abgeſandt wären den Mörder Gozzelo, und alle, die an ſeinen Unthaten Theil genommen hätten, zu ſtrafen.

Gozzelo hatte nichts weniger Luſt, als die Pforte zu öffnen, woher zur Zeit des Angrifs von außen auch Aufruhr im Innern der Burg entſtand. Unſere Gäſte waren nicht Willens zum Vortheile eines Unwürdigen wider ihren Lehnsherrn ſich aufzulehnen, daher ſie ausgelaſſen zu werden begehrten. Gozzelo erinnerte ſie an ihr Verſprechen; als ſie aber mit gewaffneter Hand die Erfüllung deſ

ſelben

ſelben verſagten und ihm dagegen erklärten, daß ſie ihrer Lehnspflicht zu Folge mit der abgeſandten Schaar gemeinſchaftliche Sache machen und ihn von innen angreifen würden, indeß jene von außen ſtürmte; ſuchte er ſich ihrer zu entledigen, um nicht wider zwei Feinde kämpfen zu müßen.

Einer der Ritter ſtieg alſo auf die Mauer, nannte ſeinen und aller ſeiner Gefährten Namen, berief ſich auf die allgemeine Kunde, daß ſie alle an dem Blute unſchuldig wären, das Gozzelo vergoßen hätte, bat um freyen Abzug und ließ ſich dagegen von den Stürmern die Verſicherung geben, daß dieſe indem jene auszögen nicht in die Burg zu dringen verſuchen ſollten.

Zum Glück kannte der Anführer alle Ritter, deren Namen er hier hörte, und wußte, daß ſie wenigſtens nicht Gozzelos Raubgenoſſen, ob ſie gleich ſeine Zechbrüder waren. Er bewilligte ihnen alſo den verlangten freyen Abzug, doch ſollten ſie die Waffen zurücklaſſen und ſo

lange unter ſeiner Gewahrſam bleiben, bis er nachforſchen könnte, ob unter ihrem Gefolge keiner von Gozzelos Mitgenoſſen ſich mit herausgeſchlichen hätte. Gozzelo ließ ihnen ein Pförtchen öffnen, durch welches nur ein Mann ſich drängen konnte und nach ihrem Ausgang ſuchten zwar die Stürmenden einzudringen, wurden aber von Gozzelo zurückgeſchlagen und die eiſerne Thür des Pförtchens wieder verriegelt.

Die Stürmenden, welche nicht Willens waren ihr Blut im Kampfe mit Räubern zu verſpritzen, warfen Feuer in den Burghof, ſo daß alles was brennbar war, bald ein Raub der Flamme wurde. Einige der Unſern wurden verletzt und die unbeſchädigt blieben, verſchmachteten beynahe vor Hitze. Die Mauern konnten von den Ermatteten nicht an allen Orten ſo gut vertheidigt werden, daß es den Angreifenden nicht hätte gelingen ſollen, mit den Mauerbrechern eine Oeffnung zu machen. Indeß ich mit meinen Dienerinnen in dem entfernſten

Winkel

Winkel des Burghofes vor der verzehrenden Gluth Schutz ſuchte, wurden wir durch einen Theil der Angreifenden, der nicht fern von uns durch die Mauer drang, in neues Schrecken geſetzt.

„Ihr ſeyd frey“ — riefen ſie meinen Weibern zu — „aber Du, mitſchuldige Sünderin, büße“ — fuhr einer gegen mich fort und ſtieß mir ſein Schwerdt in die Bruſt.

Meine treue Magdalena, Wolfs Frau, hatte mich mit Hülfe der übrigen Frauen aus dem Getümmel gerißen und in einen Wald getragen, der nicht fern von der Burg lag. Hier bemühten ſie ſich, meine Wunde noch beſſer zu verbinden, als es ihnen vorher möglich geweſen war und ihr Geſchrey bey dieſer Beſchäftigung, rief einen Einſiedler herbey, der im Innern des Waldes hauste und eben ausgegangen war, um Wurzeln und Früchte zu ſeiner Nahrung zu ſuchen. Er half ihnen mich in ſeine Höhle bringen, wo er einige

Tropfen Balſam in meine Wunde goß und hei-
lende Kräuter darauf legte.

Jetzt erſt erwachte ich aus einer Ohnmacht, in die Blutverluſt mich geſtürzt hatte, worauf ich meine Magdalena an den Ausgang des Waldes gehen hieß, um ſich nach der Burg umzuſehen. Nach einiger Zeit kehrte ſie zurück und Wolf mit ihr. Dieſer berichtete mir, daß er der einzige ſey, welcher entkommen wäre. Die übrigen, nebſt dem Ritter Gozzelo hatte das Nachſchwerdt gemordet. „Jetzt“ — ſetzte er hinzu — „ſind die Abgeordneten beſchäftigt, die Burg der Erde gleich zu machen.“

Meine Leute wollten nicht von mir weichen, daher ich dem treuen Wolf ein Goldſtück gab, welches ich nebſt noch vier andern zufällig bey mir hatte, als der Angrif auf unſere Burg geſchah. Er kaufte dafür Lebensmittel ein, womit wir uns erhielten, weil die Koſt des mäßigen Einſiedlers unſern zärtlichern Gaumen nicht behagte. Durch die

Sorgfalt

Sorgfalt dieſes mildthätigen Greiſes und durch die gute Pflege der Meinigen war meine Wunde nach einigen Tagen geheilt.

So wenig ſich auch unſer fromme Wirth um die Händel der Welt bekümmerte, ſo wenig war ihm der Name Gozzelo unbekannt, der ſeit ſo langer Zeit ein Schrecken aller Reiſenden geweſen war und ihm von manchem, der durch Gozzelo verwundet und durch die Geſchicklichkeit des frommen Einſiedlers wieder geheilt wurde, mit Verwünſchungen genannt worden war, doch glaubte er meiner und der Meinigen Verſicherung, daß ich an ſeinen Räubereyen nur dadurch Theil genommen hätte, daß ich die Beute verzehren half. Nach einigen Tagen, da ich ſo weit wieder hergeſtellt war, daß ich mich für ſtark genug hielt, eine Reiſe anzutreten, eilte ich, dem Einſiedler meinen Entſchluß, in ein Kloſter zu gehen, bekannt zu machen.

„Ich zweifle“ — erwiederte mein Pfleger — „daß Ihr in der Nähe in einem werdet aufge-

nommen werden, Ihr müßtet denn bey Eurer Flucht beträchtliche Reichthümer mitgenommen haben, wodurch Ihr Euch vielleicht Abſolution und die Achtung der Kloſterleute erkaufen könntet.“

Ich verſicherte ihm das Gegentheil, worauf er fortfuhr:

„So wagt es nicht, in irgend einem nahen Kloſter Zuflucht zu ſuchen, denn man würde Euch ſchimpflich zurück weiſen und Ihr lieft noch überdieß Gefahr, ehe Ihr ein Kloſter erreichtet, von dem Volke mißhandelt zu werden, denn Ihr ſollt wiſſen, daß in einem Bezirke von etlichen Meilen in der Runde das Volk wider Gozzelo, wider den Namen Eures Geſchlechts, und wider Euch ſelbſt wuthvoll aufgebracht iſt.“

Ich bat ihn, mir einen Rath zu geben, was ich auf dieſe Art anfangen ſollte und er ladete mich ein, bey ihm zu bleiben.

„Mein Alter“ — ſetzte er hinzu — „wird Euch hoffentlich beweiſen, daß ich dieſe Bitte

aus

aus keiner unlautern Abſicht that, da Ihr außerdem leicht auf dieſen Argwohn gerathen könntet, weil es leider auch unter den Einſiedlern und Mönchen viele giebt, die der Fleiſcheslust fröhnen. Ein Beweis daß der Tag des allgemeinen Weltgerichts, wie alle unſere Seher ſagen, nicht weit mehr von unſern verderbten Zeiten entfernt iſt, ſo ſehr auch ſündige Weltkinder ſich des Gegentheils ſchmeicheln.

Wolf und ſein Weib baten mich dagegen, mit ihnen zu ziehen und ſchworen mir, daß es mir, ſo lange ihre Arme nicht erlahmten, an meines Lebens nothdürftigem Unterhalt nicht gebrechen ſollte. Ich dankte den guten und treuen Seelen für ihre Liebe, hielt es aber für ungerecht, ihnen, die ſelbſt in großer Verlegenheit waren, durch die Sorge für mich noch größere aufzulaſten. Mit Thränen dankte ich auch meinem Schöpfer, daß noch ſo viele Menſchen mir Unwürdigen in meinem Unglücke Gutes erwieſen und nahm das Anerbieten des Einſiedlers mit frohem Herzen an.

Ich hatte am Tage meines Unglücks Feierkleider an, von welchen Ihr heut bey meiner erſten Erſcheinung die Ueberbleibſel ſahet. Da ſich dieſe für meine Lage nicht ſchickten, gab ich meiner Magdalena eins der geretteten Goldſtücke, mir dafür in der nächſten Stadt, was ich zu nöthigen Kleidern bedurfte, einzukaufen. Die übrig gebliebenen wollte ich unter ſie und meine andern Leute vertheilen, aber Magdalena nahm nichts, weil ſie mich verſicherte, daß ſie ſich mit ihrem Wolf leichter durch die Welt helfen könnten als ich; und auch meine andern beiden Frauen konnte ich nur mit Mühe bereden, eins anzunehmen. Mit Thränen in den Augen ſchieden nun alle von mir. Der Einſiedler ſegnete ſie, mich tröſtete er.

Zufrieden mit meinem Schickſale lebte ich ſo achtzehn Jahre und nie hat wohl ein Vater ſeine Tochter zärtlicher geliebt, als der fromme Einſiedler mich, ſeine geiſtliche Tochter, liebte. Ich litte an nichts Mangel, denn aufgefodert

von

von dem Einſiedler, verſahen mich die Pilger mit Speiſen, weil mein verwöhnter Magen die harte Koſt meines Wirthes nicht vertragen lernen wollte; nun aber ſtürmte das Unglück von neuem auf mich los. Als ich eines Morgens in das Gemach meines Pflegevaters trat, ſagte er mit ſchwacher Stimme zu mir:

„Ich ſterbe liebe Tochter, habe aber ſchon längſt für Dich geſorgt, weil ich meinen Tod nahe glaubte. Dir würde das Leben in dieſer Einöde bald zur größten Laſt werden, nimm daher dieſen Brief und ziehe gen Kempten, wo der Sohn meines Bruders Abt iſt. Er wird dafür ſorgen, daß Du in einem Kloſter aufgenommen wirſt.“

Kaum hatte er ſeine Rede geendigt, ſo ſtarb er. Ich ſchleppte ſeinen Leichnam in eine Grube, die er längſt ſchon ſelbſt gemacht und mir gezeigt hatte, und welche ich mit der dabey liegenden Erde zudeckte; nahm mir aber vor nicht wieder in die Welt zurück zu kehren, denn mir Einſiedlerin ſchien eine klöſterliche

Einöde ſchon Welt, ſondern in der Höhle, wo ich die glücklichſten Tage meines Lebens zugebracht hatte, auch meines Todes zu harren. Die Abnahme der Pilger machte jedoch meinen Entſchluß bald wanken, weil ich befürchtete, daß es mir für den Winter vielleicht an meines Lebens Unterhalt gebrechen möchte, da ich bisher nur wenig Vorrath hatte ſammeln können und von der kleinen Anzahl Pilger, welche noch zu mir kam, keine reichen Spenden zu hoffen waren. Ein widriger Zufall, der mir kurz nachher begegnete, brachte den Entſchluß in mir hervor, von dem Briefe, welchen mir der Einſiedler hinterlaſſen hatte, Gebrauch zu machen.

Ich las nähmlich eines Abends in einem Kirchenvater, der nebſt dem Briefe an den Abt zu Kempten die einzige Nachlaſſenſchaft des frommen Einſiedlers war. Vor mir ſtand eine Ampel, deren Docht ich mit dem Fette der Enten nährte, welche ich auf einem nahen See erlegte, eine Geſchicklichkeit, die der Ein-

ſiedler

ſiedler mich gelehrt hatte. Ich hörte ein Hifthorn ſchallen und vernahm kurz nachher an meiner Höhle ein großes Geräuſch. Hunde bellten und plötzlich ſahe ich einen Fuchs ſich in meine Höhle flüchten, dem bald einige Hunde folgten.

Ohne Euch, gnädige Frau, mein Schrecken ſchildern zu wollen, ſage ich Euch blos, daß ich aufſprang und, wahrſcheinlich mehr zu meinem Glücke als zu meinem Unglück, meine Ampel umſties. Sie fiel auf das dürre Laub, welches meine Lagerſtätte ausmachte und das ſogleich in lichten Flammen aufloderte. Das Feuer verſcheuchte zwar die eingedrungenen Feinde, nöthigte mich ſelbſt aber ebenfalls zur Flucht. Ich ergrif was mir zunächſt lag und rettete ſo den Kirchenvater, den Brief an den Abt zu Kempten und das Feierkleid, in welchem ich in der Höhle angekommen war. Das letzte war mir zugleich das Liebſte, denn das Feuer hatte das Gewand ergriffen welches ich trug und nöthigte mich daher, es von mir zu werfen.

Zwei

Zwei Nächte und einen Tag ſtrich ich im Walde herum, geplagt von Hunger und zitternd vor Kälte, die der ſpäte Herbſt mit ſich gebracht hatte. Zum erſten male mußte ich mich wieder mit Wurzeln begnügen, denn Sturm und Regen hielten fromme Leute ab, zu mir zu pilgern und mein geſammelter Vorrath von Speiſen brannte in der Höhle. Jezt wagte ich es, mich dieſer wieder zu nähern, wagte ſogar hinein zu gehn, weil kein Dampf mehr heraus drang. Ich ſuchte in der glühenden Aſche nach dem einzigen mir übrig gebliebenen Goldſtücke, ſuchte aber vergebens und beſchloß nun, meine Wanderſchaft nach Kempten ohne Säumen anzutreten.

Der abentheuerliche Aufzug, welchen ich machte, — denn meine hölzernen Schuhe ſtachen ſehr gegen das Gewand aus Goldſtoff ab, mit dem ich mich aus Noth hatte bekleiden müſſen — und die Furcht, daß mein Name jedem Lombarden ein Scheuſal ſeyn möchte, machte, daß ich nur des Nachts meinen Weg fortſetzte, am

Tage

Tage aber mich in Wäldern verbarg, wo ich mich mit Wurzeln und Brombeeren, die ich noch hie und da antraf, nothdürftig ſättigte.

Der Wege unbekannt, irrte ich vierzehn Tage lang umher, ehe ich Deutſchlands Gränzen erreichte. Mein Gewand war unſcheinbar geworden, hatte auch hier und da Riſſe bekommen, doch glaubte ich, daß es wenigſtens noch ſo viel werth wäre, um von irgend einer Bäuerin eine Kleidung dafür einzutauſchen. Ich irrte mich. Keine wollte mit mir einen Tauſch treffen.

So ſchwer es mir auch wurde, ſahe ich mich doch genöthigt, milde Herzen um Hülfe anzuſprechen und war wenigſtens ſo glücklich, immer Herberge und Brod zu finden, auch verſchaffte mir die ſchöne Abſchrift meines Kirchenvaters, die ich in einem Kloſter verkaufte etwas Geld. Wie froh war ich, daß ich nun Hofnung hatte, mir ein Gewand kaufen und Kempten erreichen zu können, ohne mich da-

hin zu betteln; allein meine Hofnung wurde vernichtet, da ſie kaum entſtanden war.

Durch meinen Aufenthalt in der Höhle war mein Körper zwar ſehr abgehärtet worden, doch erlag er endlich den Beſchwerden, die ich ſeit einiger Zeit hatte erdulden müſſen. Ehe ich noch meinen Entſchluß ausführen und mir Leinwand kaufen konnte, erkrankte ich und wurde von einer Bäuerin aufgenommen die mehr guten Willen als Vermögen beſaß. Durch Spinnen konnte ſie ſich nur ſelbſt kärglich nähren, daher mein Seckel bald leer wurde, ſo viel Ueberwindung es auch jederzeit meiner Wirthin koſtete, ſeinen Inhalt zu vermindern. Bey ihr blieb ich, bis vor einigen Tagen, wo ich bey aller meiner Schwäche den Entſchluß faßte, mich nach Kempten fort zu ſchleppen. Ich unternahm mehr, als meine Kräfte vermochten und würde wahrſcheinlich Kempten nie erreicht haben, wenn mir Gott in Euch, gnädige Frau, nicht eine Wohlthäterin erweckt hätte.“

Drittes

Drittes Kapitel.

Judith lohnt der Herzogin mit Undank.

Sobald Fräulein Judith geendet hatte, verſicherte ſie die Herzogin von Schwaben ihres lebhafteſten Mitleids, bat ſie bey ihr zu verweilen, bis ſie ihre Kräfte völlig wieder erlanget hätte und verſprach ihr, ſie dann nach Kempten bringen zu laſſen. Mit dankerfülltem Herzen nahm Judith die Freyſtätte an, die die Herzogin ihr anbot und es ſchien ihr an ihrem Hofe ſo wohl zu gefallen, daß ſie auch dann noch keine Miene machte, ihn zu verlaſſen, als es ihr nicht mehr an Kräften gebrach. Dachte ſie auch ja einmal an ihren Aufbruch nach Kempten, ſo bat ſie die Herzogin, davon zu ſchweigen und ſie nicht eher zu verlaſſen, bis ihr Gemahl von ſeinem Kriegszuge wiedergekehrt ſeyn würde. Frau Bertrada ſchien viel Behagen an ihrer neuen Geſellſchafterin zu finden, vielleicht aus keinem andern Grun-

de,

de, als weil ſie viel von Welſchland zu erzählen wußte und dies Land war jetzt der Herzogin vor allen andern theuer, weil ihr Gemahl ſich daſelbſt befand.

Sey es aus Mißgunſt, daß eine Unbekannte ſich die Gunſt der Herzogin ſo ſchnell erworben hatte, oder ſey es aus welchem Grunde es wolle, genug an Bertradas ganzem Hofe war nicht ein Menſch, der dem Fräulein Judith günſtig geweſen, wenn ſchon viele aus Furcht vor der Herzogin, deren Gunſt ſie genoß, ihre Empfindungen verbargen. Urſula, der Herzogin erſte Kammerfrau, war dem Fräulein unter allen am wenigſten gewogen, vielleicht weil ſie befürchtete, von ihr in dem Genuße des Vertrauens beeinträchtiget zu werden, das die Herzogin bisher gegen ſie geäußert hatte.

Im eilften Jahrhunderte waren an den Höfen Ränke ſo üblich, als ſie es in dem achtzehnten ſind, ob gleich vielleicht dieſes in der Feinheit derſelben den Preis vor jenem davon

trägt

trägt. Frau Urſula glaubte daher nichts Uebels zu thun, wenn ſie ein Weib, von dem ſie Böſes befürchtete, durch Ränke von ſich und ihrer Gebieterin zu entfernen ſuchte. Sie begegnete ihr ſchnöde, bloß damit auch ſie ihr wieder ſo begegnen möchte, beklagte ſich dann gegen ihre Nebendienerinnen wegen Judiths Betragen und die Klagen, über den Stolz des Fräuleins Judith wurden um ſo allgemeiner, weil alle Hofleute der Meynung waren, daß Demuth ihr eher ziemen würde als Stolz.

Dieſe Klagen drangen auch zu den Ohren der Herzogin, die aber ihre Leute zu beruhigen ſuchte und ihnen verſicherte, daß Judith nicht ſtolz, ſondern nur des Hoftons unkundig wäre, weil ſie nie in der großen Welt, und ſeit langer Zeit beynahe von aller menſchlichen Geſellſchaft abgeſondert, gelebt hätte.

Frau Urſula, die auf dieſe Weiſe ihren Zweck verfehlt ſah, ſuchte ihn auf eine andere zu erreichen und Fräulein Judith an dem ganzen Hofe in einen noch ſchlimmern Geruch zu

bringen, als in welchem ſie bereits ſtand. Sie theilte den übrigen Hoffrauen die merkwürdige Nachricht mit: daß in Judiths Kammer, die nur eine dünne Wand von Urſula's Schlafſtelle trennte, des Nachts zur Zeit der Geiſterſtunde öfters ein auffallender Lärm wäre.

Mit vor Grauſen empor gehobenem Haar hörten alle Frauen der Erzählerin aufmerkſam zu, worauf dieſe ihnen bekannt machte, daß ſie Willens wäre, eine Oefnung in die Wand zu machen, um zu erforſchen, was ſich in Judiths Kammer zutrüge. Alle ſuchten ihr dieſen Einfall auszureden und eine bemühte ſich beſonders, ihr anſchaulich zu machen, wie hart ihre Neugier vielleicht beſtraft werden könnte.

„Es iſt ſchon gefährlich“ — ſprach ſie — „in ein Weſpenneſt zu ſtören, wie gefährlich muß es nicht erſt ſeyn, ein Teufelsneſt zu beunruhigen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß die Kammer des vorgeblichen

Fräuleins ein Neſt voll ſolcher hölliſchen Wespen iſt und wollte daher meiner Freundin Urſula wohl rathen, Judith und ihre Geiſter treiben zu laſſen, was ihnen gefiele und ſich, durch das Zeichen des heiligen Kreuzes und andere Vorbauungsmittel zu verwahren, damit dieſer ſchwarze Zuſpruch ſich nicht einmal auch in ihre Kammer verirrt.“

Dieſer Ermahnung zum Trotze berichtete Frau Urſula nach einigen Tagen, den um ſie verſammelten Weibern, daß ſie ein Loch in die Wand gemacht und die Unholde, welche in Judiths Kammer lärmten, zwar nicht geſehen, aber doch bemerkt hätte, daß ſobald der Lärm ſich geendigt habe Judith in ihrem Bette nicht mehr zu ſehen geweſen wäre. Ohngefähr eine Stunde nachher wäre vor dem Fenſter ein Geräuſch zu hören geweſen, worauf das Fenſter ſich geöffnet und nach einem Augenblicke wieder zugethan hätte und nun hätte Frau Urſula das Fräulein auch wieder im Bette liegen ſehen.

Aus Mangel ſicherer Nachrichten können wir nicht melden, ob Frau Urſula Fakta berichtete oder nur eigne Erdichtung erzählte, doch geht aus der Geſchichte hervor, daß ihre Zuhörerinnen an der Wahrheit ihrer Erzählung nicht zweifelten. Im Gegentheile wurde der Glaube, daß Judith mit den Strigholden *) Gemeinſchaft hätte, an dem Hofe der Herzogin von Schwaben allgemein. Nur ſie bekannte ſich nicht dazu und gebot ihren Hofleuten alles Ernſtes: durch verläumderiſches Geſprenge und deſſen Nachrede den guten Ruf einer achtungswerthen Perſon nicht zu beſchmitzen. Um Judiths Ehre wo möglich wieder zu geben, was ihr durch jenes Gerücht davon

ab.

*) Strigholden waren nach einem im Mittelalter herrſchenden Volksglauben eine Art Weſen, denen ähnlich, welche noch jetzt, nach dem Glauben manches Harzbewohners in der erſten Maynacht auf dem Blocksberge ihr Unweſen treiben.

abgeſchnitten wurde, bewieß ſie ihr jetzt noch mehr Huld als vorher. Judith war die ſtete Geſellſchafterin der Herzogin, zu Hauſe ſowohl, als wenn ſie ausgieng, ein wenig friſche Luft zu ſchöpfen, welche freylich unter einer Reihe Birken vor der Burg lieblicher wehete als im Schloßhofe.

Selbſt die kleine Ida hatte ſich, ſo miß- fällig auch Judiths Anſehen war, ſo ſehr an ſie gewöhnt, daß ſie am liebſten mit ihr gieng oder von ihr ſich tragen ließ. Die Herzogin, welche ſich ungern von ihrer Ida trennte, wur- de bey ihren Luſtwandlungen unter den Birken gewöhnlich von ihr, an Judiths Hand oder auf ihrem Arme, begleitet. So ſchlenderten ſie oft Stunden lang umher, und Judith wußte die Kleine durch Feen- und Geiſtermähr- chen ſo gut zu unterhalten, als die Herzogin durch Erzählungen von Italien.

Bertrada, Ida und Judith wandelten gewöhnlich voran und hinter ihnen ein Troß Hofleute beyderley Geſchlechts, die ihnen aus

Ergebenheit und Sorgfalt nachfolgten. Die übeln Gerüchte, welche ſich ſeit einiger Zeit von dem Fräulein ausgebreitet hatten, machten alle Hofleute mißtrauiſch gegen ſie. An Judiths Seite und in Gefährde ſeyn, ſchien ihnen einerley, daher es ihre Treue für Pflicht hielt, die Herzogin und ihr Fräulein nach allen Kräften zu beſchirmen.

Die Birkenreihe, unter deren Schatten die Herzogin luſtwandelte, endigte an einem Walde, den ſie aber ſelten erreichten, weil der Weg dahin ein wenig zu weit war. Nur an beſonders ſchönen Tagen war eine Ruhebank, welche an dem Eingange des Waldes ſtand, das Ziel ihres Wandels. An einem ſolchen ſchönen Tage, wo ſich zufällig unter den Begleitern der Herzogin weniger Männer befanden, als gewöhnlich, hatte dieſe beſchloßen, ihren Weg auch bis an die Ruhebank fortzuſetzen. Wenig Schritte hatten ſie noch bis dahin, als Judith, welche die kleine Ida auf dem Arme trug, plötzlich ausrief: „Gott befohlen,

fohlen, Frau Herzogin, jetzt ſeht Ihr mich und Euer Töchterlein zum letzten Male;“ und dann mit der Schnelle eines Rehes in den Wald flohe, wohin die Herzogin und alle ihre Leute ihr ſchreyend nacheilten.

Dieß Schreyen machte, daß auch Ida ihre Stimme hören ließ; und wie ſehr erſchrack die Herzogin, da ſie bey ihrem Eintritte in den Wald weder Ida noch die verrätheriſche Judith erblickte, aus dem Klange der Stimme der erſtern aber ſchließen konnte, daß ſie ſchon mehrere Schritte von ihr entfernt war. Angſtvoll drängte ſie ſich durch das widerſtrebende Gebüſch nach dem Orte zu, woher die Stimme kam; aber kaum war ſie ihm um etwas näher, ſo fühlte ſie ſich von einem Manne mit ſtarkem Arme ergriffen. Vergebens ſträubte ſich die Herzogin, der Mann ſchleppte ſie mit ſich fort und die Herzogin ſahe nun zwar ihre Ida bald wieder, doch machte ihr dieß Wiederſehn keine Freude, weil ſie ſich mit ihrer Tochter in gleicher Gefahr erblickte.

 Das

Das Sträuben der Herzogin verhinderte ihren Räuber, ſo geſchwind zu laufen, als nöthig geweſen wäre, um nicht eingeholt zu werden. Beynahe in dem nehmlichen Augenblick, da er einen etwas freyen Platz erreichte, wo außer Judith und der weinenden Ida ſich auch drei Gewapnete mit ihren Roſſen befanden, ereilte ihn der Herzogin ganzes Gefolg. Fräulein Judith, die ſich nichts Gutes vermuthete, ſetzte ihren Raub unſanft auf die Erde und verſchwand ſo pfeilſchnell, als ſie vorher in den Wald gerannt war, aus den Augen der verſammelten Menge. Frau Urſula nahm nun ſogleich die Kleine in ihren Schutz, indeß die übrigen Frauen den Räuber ihrer Gebieterin, welcher dieſe noch in ſeinen Armen hielt, umringten und über ihn herfielen.

Fünf Ritter, welche den Zug der Herzogin begleitet hatten, ſetzten ſich den Geharniſchten entgegen, welche ihrem angegriffenen Gefährten beyſtehen wollten. Zwar waren jene nur mit einem kurzen Schwerdte bewaffnet,

net, doch verſchaffte ihnen Tapferkeit und Treue gegen ihre Gebieterin den Sieg. Zwei von den Räubern wurden leicht verwundet, daher ſie für das Weislichſte hielten zu flüchten, ehe ſchwerere Wunden ſie daran verhinderten. Sie ſchwangen ſich auf ihre Roſſe und der Räuber der Herzogin, ſobald er dieſes ſahe, ließ ſeine Beute fahren, drängte ſich durch die Weiber, ſchwang ſich ebenfalls auf ſein Pferd und entkam nebſt ſeinen Begleitern glücklich.

Fröhlich, die Herzogin gerettet zu haben; und traurig, daß die Räuber ihnen entwiſcht waren, eilten alle, die Herzogin und Urſula mit ihrem Fräulein in der Mitte, nach der Burg zurück, nachdem die Herzogin ſelbſt einen ihrer Ritter, welcher verwundet worden war, verbunden hatte. Jetzt dankte die Herzogin allen laut für ihre Treue, beſchenkte ſie dann fürſtlich und ließ ein Mahl zurichten, um ihre Befreyung feſtlich zu begehen.

Man ſuchte zu ergrübeln, auf weſſen Veranſtaltung der beabſichtigte Raub möchte unternommen worden ſeyn, und der Verdacht fiel allgemein auf den Grafen Hugo von Dagsburg, weil man an den Räubern Feldbinden geſehen hatte, wie Graf Hugo und die Seinen ſie trugen. Wirklich war dieſer Verdacht nicht unwahrſcheinlich, denn Graf Hugo hatte, ſo oft er ſich an Herzog Ernſts Hofe befand, ſich gegen ſeine Gemahlin immer ſo betragen, daß er öfters die Gränzen bloßer Achtung oder Verehrung zu überſchreiten ſchien.

Die Herzogin bat die Ihrigen, die Dunkelheit, in welcher ſie mit ihrer Vermuthung irrten, wo möglich aufzuhellen, ſo lange aber, bis ihnen dieſes gelungen wäre, den ihr begegneten widrigen Vorfall ganz zu verheimlichen. Sie gelobten beydes und fröhlich verſchwand der Abend eines Tages, der für alle traurig zu werden gedrohet hatte.

Viertes Kapitel.

Entdeckungen und Todesfälle.

Einige Wochen nachdem Frau Bertrada das Abentheuer beſtanden hatte, welches das vorige Kapitel erzählt, kehrte Herzog Ernſt mit Kaiſer Konrads Heere aus Welſchland zurück. Er eilte nach ſeiner Burgfeſte und freuete ſich innig, alle Zurückgelaſſene geſund und heiter wieder zu finden. Da zu Viele den Unfall wußten, welcher der Herzogin begegnet war, vermuthete dieſe, daß er auch ihrem Gemahle nicht verborgen bleiben würde und hielt es daher für das Beſte ihn ſelbſt davon zu benachrichtigen.

„Und hat meine Bertrada keinen Verdacht" — fragte Ernſt, als ſie geendet hatte — „wer dieſe Frevelthat zu begehen wagte?"

„Ja" — antwortete Bertrada — „ich hatte Verdacht auf den Grafen Hugo von Dags-

Dagsburg, aber gewiß war er ungerecht, weil unſere Getreuen bey den ſtrengſten Nachforſchungen nichts entdecken konnten, das ihn gerechtfertiget hätte, ſondern im Gegentheil viel, wodurch er widerlegt wurde.“

„O nein“ — fuhr Herzog Ernſt hitzig auf — „er war gewiß gerecht; denn oft habe ich bemerkt, daß der Frevler Hugo meiner theüren Bertrada mit sträflichem Blicke begehrte.“

„Mein Herr und Gemahl höre mich erſt ganz, ehe er richtet“ — ſuchte Bertrada den leicht aufbrauſenden Ernſt zu beruhigen — „Ritter Eberhard, der wie Ihr wiſſet, Euch immer mit feſter Treue ergeben und eben nie des Grafen Hugo Freund war, hielt ſich am Tage, da ich überfallen wurde und einige Tage zuvor und nachher auf der Burg des Grafen auf, und hat bey ſeiner ritterlichen Ehre verſichert, daß während dieſer Zeit weder vier Reuter aus noch eingezogen wären.“

Ritter

„Ritter Eberhard iſt ein ungültiger Zeuge“ — fuhr Herzog Ernſt fort — „Sonſt glaubte ich ſeine Treue gegen mich felſenfeſt, aber die Folge hat mir bewieſen, daß ich zu günſtig von ihm urtheilte. Eberhard iſt ein Mann, dem ſo wenig zu trauen iſt, als dem Grafen von Dagsburg. Ich ſelbſt werde das fürchterliche Geheimniß zu enthüllen trachten; und Wehe dem Grafen wenn ich ihn ſchuldig finde!“

Bertrada, welche die Hitze ihres Gemahls kannte, bereuete es, einen Verdacht gegen ihn geäußert zu haben, den ſie in ihrem Herzen längſt für falſch erkannt hatte. Sie bemühete ſich, auch ihren Gemahl mit ſich gleicher Meynung zu machen, aber dieſe Bemühung war fruchtlos und Herzog Ernſt vermahnte ſie, nicht die Vertheidigerin eines Frevlers werden zu wollen.

Unſere Urkunden melden nichts davon, ob Herzog Ernſt bey ſeinen Nachforſchungen etwas entdeckte, wodurch er in ſeinem Verdacht

mit

mit Recht beſtärkt wurde, doch mußt es ihm wenigſtens ſcheinen etwas entdeckt zu haben, weil er den Grafen Hugo kurz nachher angrif.

Er verheerte ſein Land und näherte ſich ſiegreich den Burgundiſchen Gränzen, um auch hier ſein Kriegsglück zu verſuchen; denn die Abtei Kempten, womit ihn der Kaiſer, um ihn zu beruhigen, noch in Welſchland beſchenkt hatte, ſchien ihm, ſo reich ſie auch war, ein zu geringer Erſatz für das Königreich Burgund, deſſen Beſitz noch immer ſein ſehnlicher Wunſch war.

König Rudolph ſtellte ſich ihm mit ſeinem beträchtlichen Heere entgegen; wodurch er ihn verhinderte in ſein Land zu dringen, daher der Herzog ſich genöthiget ſahe, unverrichteter Sache wieder nach Schwaben zurück zu kehren. Kaum war er in ſeinem Lande angelangt, ſo lies Kaiſer Konrad ihn nach Ulm entbieten, um mit ihm wegen ſeines aufrühriſchen Beginnens zu rechten. Ernſt erſchien nicht, ſondern lies alle ſeine Lehnsleute auf-

forderu

fördern ihm mit ihrer ganzen Macht beyzuſte-
hen. Sie erſchienen, erklärten ihm aber mit
deutſcher Biederheit: daß ihm zwar ihr Bey-
ſtand in gerechter Fehde nie entſtehen würde,
daß ſie aber auch dagegen nicht geſonnen wä-
ren, ihr Schwerdt zum ungerechten Kampfe
wider Kaiſerliche Majeſtät, als des Herzogs
und ihren gemeinſchaftlichen Oberherrn fre-
velnd zu ziehen.

Ernſts Bitten waren ſo vergebens als
ſeine Drohungen, nur eine ganz kleine Zahl
ſeiner Lehnsträger rüſtete ſich; und Graf
Werner von Kyburg und Graf Welf waren
die einzigen, welche ſich mit dem Herzoge ver-
banden. Zu ſchwach der Macht des Kaiſers
zu widerſtehen, war Herzog Ernſt genöthigt,
ſeiner Gnade ſich zu ergeben; aber der Kaiſer
war minder gnädig gegen ihn, als Ernſt im
Vertrauen auf die Fürſprache ſeiner Mutter
ſich geſchmeichelt hatte. Mit Recht war der
Kaiſer wider ſeinen aufrühriſchen Stiefſohn
aufgebracht, da der Graf von Dagsburg ſein

naher

naher Verwandter und Burgund ein Land war, welches Konrad ſchon als das ſeinige betrachtete. Er beſtrafte ihn daher damit, daß er ihn auf den Giebichenſtein in Verwahrung bringen lies und weder Ernſts noch ſeiner Mutter Bitten konnten dieſe Strafe mildern.

Bertrada hatte ihren Gemahl nicht begleitet; ſobald ſie aber erfuhr, daß er verhaftet werden ſollte, machte ſie ſich auf, warf ſich dem erzürnten Kaiſer mit ihrer Tochter zu Füßen und ſuchte für ihren irrenden Gemahl Barmherzigkeit zu erflehen, richtete aber mit ihren Bitten ſo wenig aus, als Ernſt und Giſela. Traurig kehrte ſie wieder nach ihrem Schloſſe zurück, wo ſie beinahe zwey Jahre einſam leben mußte, indeß Herzog Ernſt auf dem Giebichenſtein weniger ſein aufrühriſches Unternehmen bereuete als ſein Unglück beklagte. Endlich verſchaften ihm die gemeinſchaftlichen Bitten ſeiner Mutter und Gemahlin die Freiheit wieder.

Rache

Rache ſchnaubend kehrte er in Bertradas Arme zurück. Der unglückliche Erfolg ſeiner Unternehmung wider den Kaiſer hatte ihn nicht weiſer gemacht. Er machte ſich den Vorſatz, von neuem zu verſuchen, was ihm ſchon einmal mislungen war und die mündlichen Vorſtellungen ſeiner zärtlichen Gemahlin machten ſo wenig Eindruck auf ihn, als die ſchriftlichen ſeiner gelehrten Mutter. Er rüſtete ſich zu einem Kriegszuge, wurde von dem Kaiſer, dem dies nicht unbekannt blieb, mit der Acht bedroht, wodurch er aber eben ſo wenig von ſeinem Vorhaben zurück gehalten wurde, als durch Giſelas mütterliche Warnungen und Bertradas zärtlich flehendes Bitten.

Eine ausführliche Erzählung deſſen, was nun Herzog Ernſt unternahm, liegt außer unſerm Plane, da wir nicht ſeine, ſondern die Geſchichte ſeiner Tochter ſchreiben. Daher nur ſo viel als in dieſe gehört.

Die ſchwäbiſchen Stände ließen ſich, ſo wenig als vor zwei Jahren, bewegen, ihrem

Herzoge wider des Reichs-Oberhaupt kräftigen Beyſtand zu leiſten. Nur wenige, die ihm entweder völlig ergeben oder ſo unruhigen Geiſtes waren als er, fügten ſich ſeiner Abſicht gemäs. Bey allem Beſtreben war alſo Ernſt unvermögend, wieder ein ſo ſtarkes Heer aufzubringen als ihm vor zwei Jahren gelungen war, denn auch Graf Welf war nicht zu bereden, ſich wieder mit ihm zu verbinden, da er vorher bey dieſem Bündniſſe ſo wenig gewonnen hatte, denn der Erſatz des Schadens, den er in dem Bisthume Augſpurg angerichtet hatte und wozu er von dem Kaiſer verdammt worden war, hatte die Summe der gemachten Beute weit übertroffen. Der Graf von Kyburg hingegen blieb dem Herzoge treu.

Sobald das Heer verſammelt war, riß ſich Ernſt mit Ungeſtüm aus den Armen ſeiner Gattin los. Ihre Liebkoſungen, die ſonſt die Freude ſeines Lebens ausmachten, waren ihm jezt Läſt, weil ſie mit Bitten, ſie nicht zu verlaſſen, verbunden waren. Auch Ida jam-

merte

merte ſo laut als ihre Mutter, ob ſchon nur kindiſches doch lebhaftes Mitgefühl des Schmerzes, der den Buſen der letzteren zerriß, ihre Thränen hervorpreßte.

„Mein theurer Gemahl entreißt ſich mir“ — ſprach Bertrada mit einer von Schluchzen gehemmten Stimme — „entreißt ſich ſeinem zärtlichen Weibe, um ſie vielleicht nie wieder zu ſehen. O mein geliebter Ernſt, noch einmal flehe ich Dich, mache nicht Dich ſelbſt, mich und Deine unmündige Tochter unglücklich!“

„Und ich bitte Dich“ — antwortete der Herzog unwillig — „erhebe Dein Urtheil nicht zu Dingen, die höher ſind als Nährahm und Spindel. Der Kaiſer hat mich ungerecht behandelt, daher meine Ehre Rache befiehlt. Auch habe ich nicht nöthig vor einem unglücklichen Ausgang zu zittern, denn obgleich mein Heer nicht ſtark iſt, ſo befindet ſich doch unter demſelben nicht ein einziger Mann, der nicht für mich das Aeußerſte wagen ſollte.“

 Ohne

Ohne weiter auf ſie zu hören, verlies der Herzog ſeine Gemahlin, ſchwang ſich auf ſein Roß und achtete der Thränen nicht, die Bertrada über die Trennung von ihm und bei dem Gedanken des vielleicht nahen Unglücks weinte.

Noch nicht lange hatte der Herzog ſeine Kriegsunternehmungen begonnen, als der Kaiſer ſeine Drohung erfüllte und ihn in die Acht erklärte. Ernſts ohnehin ſchon kleines Heer verminderte ſich hierdurch noch mehr und bald wurde es ſo ſchwach, daß es ſich nicht mehr im offenen Felde halten konnte. Ernſt und Werner glaubten daher am weislichſten zu thun, wenn ſie ſich nach Falkenſtein, einem feſten Schloſſe, das dem letztern gehörte, zurück zögen.

Von hier aus ſchickte Ernſt einen Boten an ſeine Mutter, ſie um ihre Verwendung bey dem Kaiſer zu bitten, ſahe ſich aber in ſeiner Erwartung getäuſcht. Giſela, eben ſo gerecht als gütig, lies ihm antworten:

„Daß

„Daß ſie ſich fortan nicht mehr um einen „Menſchen bekümmern wollte, der des Na„mens ihres Sohnes ſo unwürdig wäre als „ihrer Güte, da er ſeinen Vortheil ſo ganz „verkennte und der Pflichten vergäße, die ihm „gegen des Reichs Oberhaupt oblägen.“

Dieſe Nachricht machte den Herzog traurig und wüthend, aber auf ſeine Gemahlin hatte ſie einen noch ſchlimmern Eindruck.

Schon damals als Ernſt auf dem Giebichenſtein ſaß, hatte Gram und Kummer an dem Leben ſeiner Gemahlin genagt und nach ſeiner Freilaſſung fand er die Roſen verbleicht, die vorher auf ihren Wangen prangten. Die neue Trennung von ihm erzeugte in Bertradas Herzen neuen Schmerz, der bald durch die Nachricht der Achtserklärung des Herzogs vermehrt wurde und ihre Geſundheit, ſeit einigen Jahren ſchon ſo oft erſchüttert, erlitt den letzten Stoß, da die traurige Bothſchaft zu ihren Ohren kam, welche Ernſt von ſeiner Mutter erhalten hatte. Bertrada erlag dem auf ſie

losſtürmenden Unglücke. Sie wurde krank und die Kunſt der Aerzte wurde an ihrer Krankheit zu Schanden, weil ſie den Grund derſelben, den nagenden Kummer, welcher ihr Mark verzehrte, nicht von ihr bannen konnte.

Bertrada beſchlos zu verſuchen, ob ihre Bitten vielleicht mehr über die Kaiſerin vermöchten, als die Bitten ihres Gemahls, welchem Entſchluſſe gemäs ſie von ihrem Beichtvater ein Schreiben an die Kaiſerin aufſetzen lies, worinn ſie ſie um Erbarmung für ihren Gemahl, für ſich, ſein leidendes Weib und für ſeine verlaſſne Tochter flehte. In Abſicht des Herzogs war zwar ihr Flehen vergebens, der ihr und ihrer Ida ſicherte die Kaiſerin ihre Gewogenheit zu.

„Eilt in meine Arme, liebe Tochter — endigte der Kaiſerin Schreiben — „und ſeyd „verſichert, daß ich mich alles Ernſtes bemü„hen werde, Euch und meiner Enkelin das „Unglück vergeſſen zu machen, das Euch Un„ſchuldige an der Seite eines Aufrührers traf.“

Bertrada kämpfte mit ſich ſelbſt, ob ſie die Einladung der Kaiſerin annehmen oder zu ihrem Gemahle nach Falkenſtein gehen wollte. Zu dem erſtern forderte ſie Liebe und Sorgfalt für ihre Ida, zu dem letztern Liebe und Treue zu Ernſten auf, doch jezt konnte ſie eins ſo wenig als das andre ausführen, da völlige Erſchöpfung der Kräfte ſie auf ihr Lager feſſelte. Noch war ſie unentſchloſſen, was ſie dann thun würde, wenn ſie thun könnte, was ſie wollte, als ſie auf ihr Verlangen von ihrem Arzte die Nachricht erhielt, daß ſie nur noch wenige Tage zu leben habe. Allgemeines Klaggeſchrei tönte in dem Schloſſe, denn unter allen ſeinen Bewohnern war nicht einer, den der Tod der geliebten Gebieterin nicht betrübt hätte. Die Herzogin hörte hingegen die erſchütternde Nachricht von ihrem Tode mit Gelaſſenheit an. Sie hatte wenig mehr auf der Welt zu verlieren, nur Ida war es allein, die ſie noch an dieſelbe feſſelte. Die Hofnung, daß die Kaiſerin Giſela ihr Verſprechen erfüllen und der verlaſſe-

nen Waiſe ſich annehmen würde, minderte die Sorgen in etwas, die ſie außerdem gefoltert haben würden und machte ſie ſtark genug, die um ſie herum Klagenden zu tröſten.

Des andern Tages wurde die Herzogin von Urſula für einen ihrer Knappen um ein geheimes Gehör gebeten, das ſie ihm auch ohne Anſtand verwilligte. Der Knappe trat ein und auf Bertradas Wink verließen ſie alle ihre Frauen; worauf jener begann:

„Längſt ſchon, gnädige Frau, habe ich Euch ein Geheimniß entdecken und einen Frevel geſtehen wollen, immer aber hielt Schaam und Furcht mich zurück; nun darf ich nicht länger zaudern, damit nicht auf meinem Todbette der Gedanke mich quäle, ohne Vergebung von Euch, ſterben zu müſſen. Hört demnach das Bekenntniß eines reuigen und um Vergebung flehenden Verbrechers.

Zur Zeit da Graf Guido um Eure Hand warb, befand ich mich in ſeinen Dienſten. Eure und Eures Herrn Vaters Verweigerung derſel-

derſelben konnte das Feuer ſeiner Liebe nicht auslöſchen, ſo wenig als die Botſchaft, daß der Herzog von Schwaben Euch heimgeführt hätte, die Graf Guido kurz nachher erhielt. Es brannte fort und entzündete in dem Buſen des Grafen den ſträflichen Vorſatz, durch Gewalt zu Eurem Beſitze zu gelangen; und ich lies mich von ihm überreden, ihm zur Ausführung deſſelben die Hände zu bieten. Aus dieſer Urſache gieng ich in die Dienſte Eures Gemahls, um eine Gelegenheit zu finden, wie ich Euch in die Hände des Grafen liefern könnte.

Der erſte Blick von Euch, gnädige Frau, machte meinen ſtrafwürdigen Entſchluß wanken. Ich begann ihn zu bereuen und nachdem ich oft Gelegenheit gehabt hatte, Euch mit ehrfurchtsvoller Bewunderung anzuſtaunen, lies ich ihn gänzlich fahren. Graf Guido, der meine unbedingte Ergebenheit gegen ihn kannte, glaubte vermuthlich nicht, daß Erkenntniß des Unrechts, welches ich ihm ge-

lobt hatte zu begehen, die Urſache wäre, daß ich nicht zu ſeinem Vortheile arbeitete, ſondern vielmehr Furcht, daß er mir die Summe, welche er mir verſprochen hatte, wenn ich Euch in ſeine Hände liefern würde, nicht auszahlen möchte, da ich eine kleinere, die mir gleich nach meiner Ankunft an Euren Hof verſprochen worden war, noch immer nicht erhalten hatte, ob ich mich gleich ſchon eine lange Zeit an demſelben befand.

Um dieſe Zeit kam die verrätheriſche Judith an Euren Hof, welche Graf Guido abgeſendet hatte, um das auszuführen, was er von mir bisher vergebens gehofft hatte. Gleich am zweiten Tage ihres Aufenthalts bey Euch entdeckte ſie ſich mir, nachdem ſie mir vorher den Eid der Verſchwiegenheit abgenommen hatte.

„Ich bin kein Fräulein“ — ſprach ſie — „und die ganze Erzählung, wodurch ich das Mitleid Eurer Gebieterin aufregte, war eine Erdichtung. Mein Vaterland iſt Egypten,

wohin ich aber ſeit langer Zeit keine Wanderung gemacht habe, da es mir in Spanien, Frankreich und Deutſchland, wo ich mich abwechſelnd aufhielt zu wohl gieng, als daß ich mich eben nach Egypten geſehnt hätte. Graf Guido lernte mich kennen, als er ſich einſt auf der Jagd verirrt hatte. Er trug mir nachher verſchiedene Verrichtungen auf, die ich immer ſo glücklich war, zu ſeiner Zufriedenheit zu vollenden und hat mich jetzt hieher geſandt, Euch dieſe Summe zu behändigen und mit Euch gemeinſchaftlich, an dem Euch ſchon bekannten Plane zu arbeiten.“

„Ihr irrt, Frau Judith“ — antwortete ich ihr — „wenn Ihr Euch meines Beyſtandes ſchmeichelt. Nehmt Euer Blutgeld zurück, ich will mich nicht zu Verbrechen erkaufen laſſen und rathe Euch ohne Säumen von hier zu fliehen, wenn Ihr nicht wollt, daß ich meiner gnädigen Gebieterin Euer ſchändliches Vorhaben entdecken ſoll“.

„Das

„Das thüt“ — antwortete die Zigeunerin — „wenn Ihr Eures Lebens müde seyd: Ich glaubte nicht, daß ich mit einem Manne zu thun hätte, dem Eidſchwüre ein Spiel ſind. Aber brecht den Eurigen immer, mir könnt Ihr dadurch ſo wenig ſchaden, als Eurer Herzogin nützen. Ich gehe von hier, kehre in einer andern Geſtalt wieder, und werde mein Vorhaben ausführen ohne Euch. Damit Ihr erkennt, daß ich mich keiner Dinge rühme, deren ich nicht mächtig bin, ſo ſehet hier einen Beweiß, daß mir die nämliche Kraft beywohnt, als meine Voreltern zu Moſes Zeiten beſaßen.“

Ich habe zu erwähnen vergeßen daß dieß Geſpräch in dem Walde vorfiel, in welchem Judith Euch nachher in ihre Hände bekam. Nach Endigung der letzten Rede warf Judith den Stab, auf den ſie ſich ſtützte, vor ſich hin, der ſich urplötzlich in eine Schlange verwandelte, die meinen Füßen vorüber ſchoß. Vor Schrecken beynahe meiner Sinne beraubt rief

ich

ſch aus: „Hinweg von mir Zauberin, gern will ich ſchweigen!“ Judith benutzte mein Schrecken und ließ mich ihr, durch den fürchterlichſten Eid, noch einmal Verſchwiegenheit ſchwören.

Es hätte dieſer Wiederholung nicht bedurft, denn der erſte Eid band meine Zunge ſchon genug und ich hatte der Zigeunerin bloß deßhalb gedrohet, meinen Schwur zu brechen, um Euch dadurch vielleicht von der Gefahr zu befreyen, womit ihre Gegenwart an Eurem Hofe Euch bedrohete.

Durch einen Schwur gebunden durfte ich Euch nicht entdecken, was mein Herz preßte, aber Euch vor der Zauberin Judith zu warnen verbot er mir nicht. Dies that ich und ſuchte das Gerücht, welches ſich von Judiths Gemeinſchaft mit den Strigholden verbreitet hatte, allgemeiner zu machen, bewirkte aber leider dadurch nicht, was ich wünſchte, weil die glatten Worte der Gleißnerin auf Euch,

gnädige

gnädige Frau, mehr Eindruck machten, als die Bitten und Warnungen Eurer Getreuen.

Dies iſt mein Sündenbekenntniß und wenn mein Verbrechen nicht zu groß iſt, ſo verſage mir meine gnädige Gebieterin den Troſt nicht, den ihre Vergebung mir geben wird.“

„Er werde Dir“ — antwortete die erſchütterte Herzogin — „Dein Verbrechen iſt groß, aber doch vergebe ich Dir. Wollte nur Gott, daß Du von der Verbindlichkeit jenes Eides eher frey zu ſeyn geglaubt hätteſt! Vielleicht wäre ſo nicht das Unglück über mich und meinen Gemahl gekommen, deſſen Laſt wir nun erliegen müßen.“

„Ich ſchwöre es Euch, gnädige Frau“ — erwiederte der Knappe und Thränen rollten über ſeine Wangen herab — „daß ich in meiner einſamen Kammer oft heiße Zähren geweint habe, weil ich ſchweigen mußte und doch vielleicht manches Unglück würde verhütet worden ſeyn, wenn ich hätte ſprechen dürfen. Ich that was ich konnte, ſchwor Eurem Herrn

und

und Gemahl auf mein Schwerdt, daß er den Grafen von Dagsburg in ungerechtem Verdacht hätte, aber er glaubte mir nicht, weil ich ihm den Frevler nicht nennen konnte, der Euch und ihn ſo gröblich beleidigt hatte. Jetzt glaubte ich dieß gegen Euch zu können, da weder dem Grafen Guido noch der Zauberin Judith Nachtheil daraus erwachſen kann. Uebrigens bin ich der Meynung, daß der Graf von Dagsburg allein durch mein Schweigen gelitten hat, denn Herzog Ernſt würde wahrſcheinlich auch ohne dieß in die Acht erklärt worden ſeyn, da Kaiſerliche Majeſtät durch ſein Streben nach der burgundiſchen Krone und durch die Unruhen, welche er in Schwaben erregte, mehr wider ihn erbittert wurde, als durch ſeinen Angrif auf das Land des Grafen von Dagsburg.“

Hier endigte der Knappe und unſere Leſer werden uns verzeihen, daß wir ihnen von dem oft genannten Grafen Guido nichts als die Muthmaßung mittheilen können, daß er wahr-

ſchein-

ſcheinlich in Elſaß oder Lothringen lebte, ſo wie wir nicht zu entſcheiden vermögen, ob Judith wirklich mit zauberiſcher Kraft ihren Stab zu einer Schlange umſchuf, oder ob ſie vielleicht zufällig nicht weit von ſich eine Schlange gewahrte, dieſen günſtigen Zufall benutzte, den Stab von ſich warf und der halb ſinnloſe Knappe die vorbey ſchießende natürliche Schlange für eine durch Zauberkraft erſchaffene hielt.

Zwey Tage nachher verſchied die Herzogin, einer Blume gleich, die kaum nach der völligen Entfaltung ihrer Reize verwelkt, weil ein Wurm an ihrer Wurzel nagte.

Kurz vor ihrem Hinſcheiden hatte ſie ihre ergebene Urſula gebeten, bald nach ihrem Tode mit ihrer Tochter nach Falkenſtein zu gehen und von da, ſobald als möglich, ſich an den Hof der Kaiſerin Giſela zu begeben. Sie hatte ihr zwey Schreiben eingehändigt, wovon ſie eins der Kaiſerin, das andere dem Herzog Ernſt übergeben ſollte.

Unſere

Unſere Leſer werden hoffentlich ohne unſere Erinnerung errathen, daß das letzte die Bitte wiederholte, die Bertrada ſchon oft an ihren Gemahl gethan hatte; und das erſte Aufforderungen zum Schutz und zu großmütterlicher Liebe für ihre Ida enthielt.

Dem erhaltenen Befehle zu Folge zog Frau Urſula vier Tage nach dem Tode ihrer Gebieterin gen Falkenſtein, wo man ſie ohne Säumen einließ, ſobald ſie berichtet hatte, daß ſie dem Herzoge von Schwaben Botſchaft von ſeiner Gemahlin brächte. Sie konnte jedoch ſich der an ihn erhaltenen Aufträge nicht ſogleich entledigen, da einige Stunden vor ihrer Ankunft der Herzog mit dem Grafen Werner zum Kampfe ausgezogen war. Ungeduldig harrte Frau Urſula ſeiner Zurückkunft, welche nach der Verſicherung der Burgmänner bald erfolgen müßte; aber der Abend brach herein und Frau Urſula harrte noch immer vergebens. Jetzt ſprengten einige Reiſige nach der Feſte zu, und kaum waren ſie ihr ſo

nahe daß die Burgmänner ihre Stimme vernehmen konnten; als ſie ihnen die ſchreckliche Nachricht zuriefen, daß Herzog Ernſt und Graf Werner vom Grafen Manigold, wider den ſie ausgezogen waren, erſchlagen worden wären; und ehe noch ſo viele Zeit verſtrich, daß das Schrecken, welches dieſer Nachricht folgte in der ganzen Feſte ſich verbreiten konnte, brachten ſchon einige andere Krieger die Leichname ihrer Heerführer getragen.

Fünftes Kapitel.

Idas Schmerz muß der Freude weichen.

Frau Urſula glaubte, nicht geſchwind genug aus der Feſte fliehen zu können, weil ſie befürchtete, die Sieger würden vor ſie rücken und an den Bewohnern derſelben die Schuld ihres Herrn rächen. Sie ließ ſich daher durch

die Klagen und Thränen ihrer Pflegebefohlnen nicht abhalten, ohne Zaudern aufzubrechen und bemühete ſich, die Kleine durch die Verſicherung zu tröſten: daß ſie ſie zu einer liebevollen Großmutter brächte.

Glücklich kamen unſere Reiſenden bey der Kaiſerin an und wenn es Bertradas Geiſt vergönnt war, aus den Wohnungen der Abgeſchiedenen auf ihre Ida herab zu blicken, ſo mußte ſie ſich nothwendig der zärtlichen Aufnahme der verlaſſenen Kleinen, von ihrer Großmutter freuen.

Frau Urſula hatte für gut befunden, unmittelbar vor dem Eintritt in das Zimmer der Kaiſerin, Idas Thränen durch die Erinnerung an den Tod ihrer Mutter, von neuem fließen zu machen. Sie rannen noch, als ſie ſich der Kaiſerin zu Füßen warf.

„Eine verlaßne Waiſe“ — rief das ſiebenjährige Mädchen aus — „flehet um Euren Schutz, große Kaiſerin!

„Biſt Du meine Ida?“ — fragte Giſela.

„Ja ich bin die unglückliche Ida“ — antwortete die Kleine — „doch werde ich nicht mehr unglücklich ſeyn, wenn Ihr, gnädigſte Frau mich würdigt, mich Eure Ida zu nennen.“

„Ja Du biſt meine Ida, meine geliebte Tochter“ — erwiederte die Kaiſerin indem ſie ihre Enkelin an ihren Buſen drückte und ihre Thränen mit den ihrigen vermiſchte — „Auf Dich ſoll alle Liebe zurückfallen, die mein unglücklicher Sohn von ſich ſtieß. Weine nicht, liebes Kind! Traurig iſts zwar in der früheſten Jugend Vater und Mutter zu verlieren, nimm aber mich für beyde und ſey verſichert, daß meine Liebe Dir den erlittenen Verluſt zu erſetzen ſtreben wird.“

Ida wollte danken, aber ſie vermochte es wenigſtens nicht mit Worten. „Liebſte, beſte Mutter!“ war alles was ſie ſagen konnte. Doch ſagten dieſe wenigen Worte und die Innbrunſt der Liebkoſungen, mit welcher ſie

der

der Kaiſerin ihren Dank auszudrücken ſuchte, mehr als die größte Beredſamkeit.

Die Kaiſerin war mit dieſen Aeußerungen des Dankes vollkommen zufrieden. Auch ihre Liebkoſungen wurden noch zärtlicher als vorher und ſie fuhr fort: „Biſt Du immer gut und fromm, ſo ſoll es Dir nie an etwas fehlen, was die zärtlichſte elterliche Sorgfalt Dir gewähren kann.“

Zur Zeit, da Ida an dem Hofe ihrer Großmutter ankam, befand ſich eben Kaiſer Konrad wider die Ungarn zu Felde. Giſela konnte alſo ihre Enkelin nicht zu ihm führen, aber mit ihrem bereits zum römiſchen Könige erwählten dreyzehnjährigen Sohne Heinrich machte ſie ſie ſogleich bekannt. Sie lies ihn zu ſich entbieten und führte ihm die Kleine mit den Worten: „umarme Deine Schweſter Ida;“ entgegen.

Der junge römiſche König gab ihr ebenfalls unverkennbare Beweiſe ſeiner Liebe; und Freude über ſeine und ſeiner Mutter Liebko-

ſungen trocknete die Thränen auf, welche vor-her aus Idas Augen quollen. Seelenver-gnügt ſahe Frau Urſula dieſem allen zu und vor Fröhlichkeit über das glückliche Schickſal, eines noch vor kurzer Zeit ſo unglücklichen und der treuen Urſula ſo theuren Kindes, hatte ſie des Briefes vergeſſen, den ſie von ihrer verewigten Gebieterin der Kaiſerin überbrin-gen ſollte. Jetzt erſt gedachte ſie ſeiner und zog ihn nun, nebſt dem an den Herzog Ernſt aus ihrem Buſen hervor.

„Verzeiht gnädigſte Frau“ — überreich-te ſie ihn knieend der Kaiſerin. — „daß Ent-zücken, über das Glück meiner jungen Gebie-terin, mich nicht eher an dieß Schreiben den-ken ließ: Erlaubt zugleich Eurer untertha-nigſten Magd, Eurer Majeſtät ein anderes zu übergeben, das ich leider nicht mehr an ſei-ne Behörde befördern konnte, da Herzog Ernſt entſeelt war, als ich ihn wiederſah.“

Die Kaiſerin las beyde Schreiben und ſprach dann mit erneuetfließenden Zähren: „Wollte

„Wollte Gott, daß der Tod meiner würdigen Tochter es mir nicht unmöglich gemacht hätte, das Andenken an alle die Leiden, welche ſie an der Seite des verblendeten Ernſts betrafen, von ihr zu bannen.“

„Schrieb meine Tochter dieſe Briefe ſelbſt?“

„Nein“ — antwortete Urſula — „aber nur die Schriftzüge gehören ihrem Beichtvater. Die Worte floſſen aus ihrem eignen Herzen.“

„Das ahndete ich“ — erwiederte Giſela — „denn ein Anderer als Bertrada ſelbſt würde ſie nicht ſo herzeindringend haben wählen können. O Ernſt, Du haſt zwiefache Verantwortung auf Dir, da die Bitten eines ſolchen Weibes nichts über Dich vermochten!“

Die Ankunft des Biſchofs Bruno von Augsburg, der bey der Kaiſerin ſowohl als bey ihrem Gemahl in großem Anſehen ſtand, ſo daß auch Konrad, als er nach Italien gezogen war, ihm die Aufſicht über ſeinen Sohn

 anver-

anvertraut hatte, unterbrach dies Geſpräch, wie wir glauben eben zu rechter Zeit, da es für alle Theilnehmer zu traurig zu werden begann.

In den glücklichen Jahren der Kindheit, ſind Gram und Schmerz ſelten von ſo langer Dauer, als in dem reifern Alter. Beneidenswerther Leichtſinn verſcheucht bald den Gedanken an vorhergegangene Leiden, die Bildnerin Einbildungskraft mahlt in der Jugend nur mit Roſenfarbe und wirft den Pinſel bald von ſich, wenn Gram ihn einmal in Schwarz getaucht hat. Dies war auch der Fall bey unſerer Ida. Im vollen Genuße von Giſelas mütterlicher Zärtlichkeit, umringt von tauſend neuen Gegenſtänden, die für ſie eben ſo viele neue Reize waren, wie konnte ſie da lange trauern? Zwar war Ida minder fröhlich, als die mehreſten Kinder ihres Alters, aber ſchon von der früheſten Kindheit her, war eine für ihre Jahre ſeltne Ernſthaftigkeit ihr eigen geweſen; und eben dieß machte ſie der

Kaiſerin

Kaiſerin noch werther. Die Kleine gewann ihr Herz ſo ganz, daß ſie beynahe ihre unzertrennliche Gefährtin wurde und nur dann ſich nicht bey ihr befand, wenn wichtigere Beſchäftigungen, als ihre Erziehung, Giſelas Thätigkeit erforderten.

Nirgends hätte Ida beſſer verſorgt ſeyn können, als an dem Hofe ihrer Großmutter, der ſich auch wirklich vor vielen andern Höfen ſehr vortheilhaft auszeichnete. Hofleute bilden ſich gewöhnlich nach ihren Gebietern, wenn ſchon die Geſtalt, zu welcher ſie ſich umändern oft nur Mummerei iſt; daher an Kaiſer Konrads Hofe mehr gute Menſchen zu finden waren, als an andern Höfen und die hie und da verborgnen Böswichter wenigſtens nicht offen handeln durften.

Daß Konrad der Zweite einer der größten und würdigſten Kaiſer war, welche je über Deutſchland geherrſcht haben, wird unſern geſchichtskundigen Leſern ſo wohl bekannt ſeyn, als daß ſeine Gemahlin die Bewunderung ei-

nes Jeden, der ſie näher zu beobachten Gelegenheit hatte, durch ihre Weisheit ſowohl auf ſich zog, als durch ihre Tugend und Vaterlandsliebe.

Von ihrem Sohne, dem Könige Heinrich dem Dritten, glauben wir genug geſagt zu haben, wenn wir verſichern, daß er würdig war, der Sohn ſolcher Eltern zu ſeyn.

Es iſt unſer Wille nicht, uns bey Idas Kinderjahren lange zu verweilen, doch glauben wir nicht ganz darüber hinwegſchlüpfen zu dürfen, da die Bildung der Kaiſerin Giſela Idas Charakter eine Richtung gab, welche wenigſtens bey wichtigern Begebenheiten im reifern Alter jede ihrer Handlungen leitete.

Sechſtes

Sechſtes Kapitel.

Enthält etwas von Idas Erziehung und einen Zeitraum von acht Jahren.

Die Kaiſerin, welche ihrem Sohne beſonders das Leſen der Alten empfahl, glaubte dieſe Lektüre auch ihrer Enkelin nützlich. Dieſer Meinung gemäs, lies ſie die Kleine in der Sprache der Römer unterrichten und Ida, von der Natur mit vielen Fähigkeiten beſchenkt, übertraf durch ihren Fleis bald die Erwartungen ihrer Lehrer und ihrer Großmutter. So bald ſie es zu einiger Fertigkeit gebracht hatte, mußte ſie der Kaiſerin vorleſen und mit weiſer Wahl legte ihr Giſela immer ſolche Stücken aus der Geſchichte vor, welche patriotiſche und edle Handlungen erzählten, um ſie zur Nachahmung zu entflammen.

Die Kaiſerin und Alle welche ſie ſich zu Gehülfen erkohren hatte, ſuchten zwar in Idas Herzen jede Tugend auszubilden, deren Keim

ſchon darinnen lag, beſondere Mühe verwendeten ſie aber auf die Entwickelung des Edelmuths und der Vaterlandsliebe; und mit Seelenvergnügen bemerkte die Kaiſerin, daß dieſe Mühe nicht vergebens war; bemerkte, daß die Kleine ſelbſt über Handlungen nachdachte und die Begriffe, welche ſie ihr beyzubringen ſuchte, ihr Urtheil leiteten. Ein Jahr lang ohngefähr hatte Ida die Lehren ihrer Grosmutter gehört und ſie in ihrem Herzen aufbewahrt, als dieſe zu jener Bemerkung Gelegenheit hatte. Wir glauben unſere Leſer nicht um Vergebung bitten zu dürfen, wenn wir ſie dieſe Bemerkung ſelbſt machen laſſen.

Als Kaiſer Konrad den König Stephan von Ungarn bekriegte, verſammelte Brzetiſlaw*) der Beherrſcher Mährens, ein Heer, mit

*) Brzetiſlaw war der Sohn des Herzogs Udalrich von Böhmen, der ihn zwei Jahre vorher mit einem Heere nach Mähren

mit welchem er dem Kaiſer zu Hülfe zog. Sein Vater, Udalrich hingegen, ein Freund des Königs von Ungarn, ſahe es ungern, daß Brzetiſlaw des Kaiſers Macht vermehrt hatte. Er gebot ihm daher, mit ſeinem Heere, das er ſchon ſiegreich in Ungarn ausgebreitet hatte, zurück zu kehren und zu ihm nach Prag zu kommen. Brzetiſlaw war zwar nicht ſogleich Willens, das kaiſerliche Heer zu verlaſſen, gehorchte aber endlich doch ſeinem Vater, weil [illegible] er [illegible]

Mähren geſchickt hatte, um dies Land; welches die Pohlen vor fünf und zwanzig Jahren von Böhmen geriſſen und es noch im Beſitze hatten, wieder zu erobern. Dies gelang dem jungen Helden. Er verjagte die Pohlen aus dem ganzen Lande und Udalrich, um ſeine Tapferkeit zu belohnen, übergab ihm das ganze Land zu ſeinem Eigenthum, nur daß er ſich die Oberherrſchaft vorbehielt.

er drohete, ihm im entgegengeſetzten Falle Mähren wieder zu nehmen.

Der Kaiſer war deshalb wider den Herzog von Böhmen, der ihn ſchon vor zwei Jahren durch einen Angrif auf die deutſchen Reichslande, zur Zeit, als Miſeco ſie von einer andern Seite verheerte, beleidigt hatte, noch mehr aufgebracht, weil er glaubte, daß er, wenn Brzetiſlaw ſich nicht, auf ſeines Vaters Befehl, wieder von ſeinem Heere hätte trennen müſſen, einen noch vortheilhaftern Frieden, als er ohne dies ſchon bald nachher ſchloß, würde haben erkämpfen können. Der Zorn des Kaiſers blieb auch dem Herzoge nicht verborgen und um ihn nicht einmal vielleicht fühlen zu müſſen, benutzte er eine ſich ihm jezt darbietende Gelegenheit, wodurch er des Kaiſers Gnade wieder zu erhalten hofte.

Miſeco, Herzog oder, wie er ſich nannte, König von Pohlen, hatte ſchon vor einigen Jahren den Unwillen des Kaiſers auf ſich geladen, theils weil er nicht, dem letzten Wil-

len

len ſeines Vaters gemäs, das Reich mit ſeinem Bruder getheilt, ſondern allein an ſich geriſſen hatte, theils auch durch ſeine wiederholten glücklichen Einfälle in Sachſen und andern Gegenden des deutſchen Reichs. Endlich wendete ſich das Glück von ihm, ſein Bruder kehrte nach Pohlen zurück, wurde von dem Volke, das über Miſecos Bedrückungen ſeufzte, freudig empfangen und Miſeco ſah ſich bald genöthigt, ſelbſt landflüchtig zu werden. Er flohe zu ſeinem Bundesverwandten, dem Herzoge Udalrich, der ihn zwar freündlich empfieng, aber in ſeinem Herzen Verrätherei hegte. Er glaubte, die Wiedererlangung der Gnade des Kaiſers würde ihm nicht entſtehen, wenn er ihm dieſen unverſöhnlichen Feind in die Hände lieferte und ſendete daher eine Geſandſchaft ab, dem Kaiſer ſeinen Entſchluß kund zu machen und um ſeine Gnade zu bitten.

Mit Verachtung antwortete Kaiſer Konrad ſeinen Geſandten: „ſagt Eurem Herrn, daß uns die Rechte der Menſchheit zu heilig ſind,

als

als daß wir ſie ſelbſt gegen Empörer vergeſſen ſollten. Verrätherei ziemt keinem biedern Deutſchen; von ihr Gebrauch zu machen, dem Oberhaupte dieſes edeln Volkes noch weniger. Wir ſind demnach ſo wenig geſonnen, des Herzogs von Böhmen ſträfliches Erbieten anzunehmen, als ihn in unſere kaiſerliche Gnade wieder aufzunehmen, denn wir achten einen Mann, der niedrig genug denkt, ſeinen Bundesverwandten verrathen zu wollen derſelben unwürdig. Daß unſer gerechter Eifer nicht wider den Herzog von Böhmen entbrennen ſoll, iſt alles was wir ihm verſprechen können.“

Beſchämt kehrten Udalrichs Geſandten zurück, und des Kaiſers Getreue jauchzten laut über den neuen Beweis, den er der Welt von ſeiner Grosmuth gegeben hatte. Auch unſerer Ida blieb es nicht verborgen, was der Kaiſer that und Giſela freute ſich des Eindrucks, den es auf ſie gemacht hatte.

„O laßt uns nicht länger bey den Römern große und edle Handlungen aufſuchen.“ — ſprach

ſprach Ida zu ihrer Großmutter — „laßt uns dafür lieber die Handlungen des Kaiſers belauſchen, und wir werden in ihnen Aufforderung genug zur Bewunderung finden. Wie groß, wie edel war es von dem großen Manne, der mir vergönnt, ihn Vater zu nennen, daß er nicht in die Auslieferung eines Feindes, eines ſtrafwürdigen Aufrührers willigte, die ein Mann, zwar Fürſt von Geburt, aber dieſes Namens unwürdig, ihm anbot!“

Entzückt die Mühe welche ſie auf die Bildung ihrer Enkelin verwendete, durch glücklichen Erfolg ſo ſchön belohnt zu ſehn, ſchloß die Kaiſerin die Kleine in ihre Arme, indem ſie zu ihr ſprach:

„Fahre fort, liebe Ida, mir über alles was Dir bemerkenswerth ſcheint, Dein Urtheil mitzutheilen. Du wirſt dadurch die Freude vermehren, die Du mir ohnehin ſchon machſt und Deine Erkenntniß, Deine Begriffe, von dem was löblich oder tadelnswerth iſt, wer-

den durch dies eigne Nachdenken aufgehellt werden.“

Gern und mit Freuden befolgte Ida dieſen Befehl ihrer Großmutter. Sie ſtellte über alle merkwürdige Handlungen, die ſie ſah oder hörte Raiſonnements an und waren auch ihre Urtheile, wie ſich dies von einem Kinde ihres Alters freilich nicht anders erwarten läßt, nicht jederzeit richtig, ſo diente doch eben dieſe Mittheilung derſelben zu ihrer Berichtigung, welche ſich die weiſe Giſela immer ſehr angelegen ſeyn lies.

Wir würden die Leſer ermüden, wenn wir ihnen dieſe mittheilen wollten, ſo wie dies auch wahrſcheinlich geſchehen würde, wenn wir Idas fernerer Ausbildung Schritt vor Schritt folgten, da es ſich von der weiſen Kaiſerin, ſowohl als von der lehrbegierigen Ida erwarten läßt, daß ſie auf dem einmal betretenen Pfade nicht ſtehen blieb. Nein unaufgehalten ſchritt ſie fort und mit ihren Jah-

ren mehrten ſich ihre Kenntniſſe und ihre Feſtigkeit im Guten.

Nicht immer wendete Ida ihre Kenntniß in der lateiniſchen Sprache zu ihrer Belehrung an, ſie glaubte ſich auch durch ſie beluſtigen zu dürfen und las daher diejenigen unter den römiſchen Schriftſtellern, welche Beluſtigung zu einem ihrer Zwecke machten. Terenz war ihr unter dieſen der liebſte, obgleich die fromme Nonne Hroswith, zu Gandersheim, alle Chriſten von der Leſung dieſes heidniſchen Schriftſtellers ernſtlich abgemahnt hatte und, um ihnen denſelben aus den Händen zu reißen, ſelbſt in lateiniſcher Sprache, Komödien ſchrieb, wozu ſie die Gegenſtände aus der heiligen Geſchichte wählte.

Geliebt, geſchätzt, von allen die ſie kannten, ſogar von vielen bewundert hatte Ida das funfzehnte Jahr erreicht, als die Kaiſerin nicht länger ſäumte, ihr auch in Dingen, von denen ſie noch bisher abſichtlich geſchwiegen hatte, mütterliche Lehren und guten Rath zu

 geben,

geben, zumal da ſie bemerkte, daß Ida die Aufmerkſamkeit vieler Jünglinge aus dem Fürſten- Grafen und Herrenſtande auf ſich zog, denn ob ſie gleich keine Schönheit vom erſten Range war, ſo hatte ſie doch Anziehendes genug, gleich beim erſten Anblicke zu gefallen. Dies Gefallen gieng gewöhnlich bey jedem Jünglinge, dem näherer Umgang alle Reize des edlern Theils der liebenswürdigen Ida enthüllte, in Bewundrung über und Ida hatte öfters ein namhaftes Gefolge ſolcher Bewunderer um ſich. Auch hatten ſchon einige ihr mehr als Bewunderung gezollt, doch dachte Ida bis jezt noch nicht daran, für einen zu entſcheiden.

Giſelas Abſicht war es nicht, die Wahl ihrer Enkelin zu beſchränken, aber ſie leiten hielt die ſorgfältige Mutter für Pflicht. Sie fieng daher ein Geſpräch mit ihr an, das wir ganz mittheilen würden, wenn wir nicht befürchteten, daß dann vielleicht mancher Leſer dies, für Viele wahrſcheinlich ohnehin ſchon

trockene, Kapitel vollends ganz überſchlagen möchten; allein es völlig mit Stillſchweigen zu übergehen verbeut uns der Vorſatz, den wir uns machten, ehe wir noch die Feder ergriffen; nichts unbemerkt zu laſſen, was für unſere Heldin wichtig war oder wichtig wurde, und wir bleiben ihm auch jezt treu, auf Gefahr, daß uns leicht von einigen Leſern der Vorwurf gemacht werden könnte, ſie mit etwas ſehr unwichtigem gelangweilt zu haben.

„Jezt, meine Ida“ — ſprach einſt die Kaiſerin zu ihrer Enkelin — „da Du vielleicht bald den jungfräulichen Stand mit dem Frauenſtande verwechſeln wirſt, jezt da ſo mancher wackere junge Mann Dir ſeine Aufmerkſamkeit, widmet, glaube ich ſey es Zeit, Dir meine Gedanken über Verbindung und eheliche Liebe zu ſagen.“ —

„Meine verehrungswürdige Mutter wird mich dadurch zu neuem Danke verpflichten“ — antwortete Ida — „allein ſeid verſichert, daß der Wunſch, meinen Stand zu verändern, ſich

noch nie in mir regte. Wie wäre es möglich, daß ich eine Trennung von Euch wünſchen könnte und wäre nicht dieſe mit einer Veränderung verbunden? Nein, theureſte Mutter, ewig bey Euch zu ſeyn, iſt mein einziger Wunſch!“

„Auch ich, geliebte Tochter“ — nahm die Kaiſerin das Wort wieder — „würde wünſchen, Dich nie von mir getrennt zu ſehen, wenn dieſem Wunſche nicht Sorgfalt für Dein Glück und das Bewußtſeyn, daß Dir höhere Pflichten obliegen, als das meinige allein zu befördern, widerſpräche. Doch laß uns nicht hier ſtehen bleiben, ſondern zu dem Zwecke forteilen, den ich mir gleich Anfangs gemacht hatte. Zuvor eine Frage, liebes Mädchen, die Du, welche mir nie eine Empfindung ihres Herzens verhehlte, gewis ohne meine Aufforderung aufrichtig beantworten wirſt. Fühlt Dein Herz für irgend einen unter den jungen Männern, deren Bekanntſchaft Du ſeit einiger

ger Zeit gemacht haſt, ausgezeichnet mehr als für die andern?“

„Ich ſchätze einen mehr, den andern weniger“ — erwiederte Ida — „von manchem wünſchte ich mich gar nicht umflattert zu ſehen, aber doch beſitzen den höchſten Grad meiner Achtung mehrere unter ihnen gleich ſtark. Ich glaube dies für einen Beweis gelten laſſen zu dürfen, daß bisher mein Herz ſich noch nicht zum Richter aufwarf, ſondern mein Verſtand allein den Grad dieſer Achtung beſtimmte. Es muß noch einen höhern Grad der Achtung geben, weil Liebe ſonſt nicht das Feuergefühl ſeyn könnte, als welches ich ſie aus Schriften habe kennen lernen. Ob ich dieſer heftigern Empfindung überhaupt nicht fähig bin, weis ich ſo wenig, als ob vielleicht keiner der Männer, welche ich bisher ſahe, ſie in mir aufzuregen fähig iſt, oder ob meine ſchwächern Empfindungen dieſe Höhe noch nicht erreicht haben.“

„Wahrſcheinlich eins von den letzteren" — entgegnete die Kaiſerin — „Ich habe mich alſo in meiner Vermuthung, daß Dein Herz noch frei von Liebe wäre, nicht getäuſcht, ſo wie ich glaube in der Hofnung: daß meine Ida auch in dieſem Falle meiner Erwartung gemäs handeln wird; mich ebenfalls nicht getäuſcht zu ſehen. Ueberzeugt, daß Dein Verſtand zu viel Herrſchaft über Dein Herz und Deine Leidenſchaften hat, als daß Aufregung der Sinnlichkeit, von der Du freilich ſo wenig frei ſeyn kannſt, als andere Töchter Evens, einen dauernden Eindruck auf Dich machen könnte, glaube ich die Warnung vor ihr, ſo wenig nöthig zu haben, als Dir die ſo gewöhnliche, wenn ſchon ſehr oft nicht befolgte, Klugheitsregel zu empfehlen: daß man bey der Wahl eines Gatten auf Geſtalt, Stand — und ſo viele andere Dinge, die zwar auf unſere Sinne wirken, aber ſo wenig wahren Werth haben, als ſie uns glücklich machen können, weniger Rückſicht nehmen muß, als auf Verdienſte,

die

die auch der Weiſe als Verdienſte erkennt. Doch dieſe Regel die Du Dir ſchon ſelbſt gemacht haſt, erſchöpft bey weitem noch nicht alles, was ich Dir ſagen wollte. Ehe ohne Liebe iſt Folter, aber doch macht Liebe allein nicht der Ehe Glück aus, ſo wie Bevölkerung der Erde nicht der einzige Zweck der Ehe iſt. In einer Welt von Schäfern, wie Theokrit ſie uns mahlt, wäre vielleicht Liebe zum Glücke der Ehe hinreichend; und Bevölkerung das Einzige, was Vaterlandsliebe den niedern Ständen bey der Ehe zur Pflicht macht; aber Fürſtentöchter dürfen ſich nicht nach Schäferſitten bilden; und Vaterlandsliebe legt ihnen höhere und mehrere Pflichten auf, als den Jungfrauen niedrern Standes.

Da wir, liebe Tochter, nicht um unſerer ſelbſt willen, ſondern um der Menſchen im allgemeinen und um unſres Vaterlandes willen ins beſondere auf der Erde ſind; da es uns zwar wohl erlaubt iſt, für unſer Glück zuerſt zu ſorgen, aber eine zweite, eben ſo heilige,

Pflicht uns Sorgfalt für das allgemeine Glück befiehlt: ſo müſſen wir auch in der wichtigſten willkührlichen Periode unſeres Lebens das allgemeine Glück ſo wohl zu befördern ſtreben, als unſer eignes. So wie jede Handlung eines, ſeinen Pflichten gemäs handelnden Fürſten, die nicht ihn ganz allein betrifft, das Beſte ſeines Volks bezwecken muß; ſo müſſen auch Fürſtentöchter, bey Verſchenkung ihrer Hand, das Beſte ihres Vaterlandes zu befördern ſtreben. Ich rede hier nicht von der Provinz, in welcher ſie gebohren wurden, ſondern von dem ganzen Lande, denn der wahre biedere Deutſche muß ganz Deutſchland für ſein Vaterland halten."

Viel und lange ſprach noch die Kaiſerin über dieſe Gegenſtände und endigte zuletzt mit dem Wunſche: daß Ida ihre Hand einem Fürſten geben möchte, in deſſen Lande ſie viel Gutes zu bewirken ſich ſchmeicheln könnte; und Ida machte ſich das, was ihre Großmutter wünſchte, zum Vorſatze.

Siebentes Kapitel.

Ein Mönch verehrt der gelehrten Ida den Ovid.

Seit der Zeit, daß ſich Ida an dem Hof ihrer Großmutter befand, hatten keine Unfälle in ihrer Familie das Glück der Kaiſerin geſtört, jezt aber brachen welche über ſie herein. Kaiſer Konrad war nach Italien, dem Lande das ſchon ſo vielen Deutſchen Blut und Leben gekoſtet hatte, gezogen und er und ſein Heer waren nicht glücklicher als alle deutſchen Heere, die vorher nach Italien giengen, geweſen waren. Hatte gleich Sieg jeden Schritt deſſelben bezeichnet, ſo nahete ſich ihm doch nun ein Feind, den es nicht zu beſiegen vermochte. Seuchen riſſen unter dem Heere ein und verzehrten den größten Theil deſſelben.

Herrmann der Vierte, der nach der Achtserklärung ſeines unglücklichen Bruders, Ernſts, Herzog von Schwaben worden war, hatte den

Kaiſer

Kaiſer nach Welſchland begleitet; und den römiſchen König Heinrich konnten die Freuden, welche er in einer kaum angefangenen glücklichen Ehe genos, nicht zurück halten, ſeinem Vater ebenfalls zu folgen.

Schöne Weiber vermögen nicht immer die Herzen ihrer Männer nach ihrem Gutdünken zu lenken, wenn es ſchon vielen unter ihnen gelingt. Gunilda, Heinrichs Gemahlin und die Tochter des großen däniſchen Königs Canut, war ſo ſchön, daß ſie ſich dadurch in ihrem Vaterlande den Namen Cunigunilda, auf Deutſch die ſchöne Gunilda, erwarb — welchen Namen die Deutſchen, als ſie ihre Königin wurde, in Kunigunde verwandelten — und doch waren ihre Bitten und Liebkoſungen nicht vermögend, ihren Gemahl von ſeinem Zuge nach Italien abzuhalten. Schwer wurde es dem jungen Gemahle, ſich von ſeiner geliebten Gunilda zu trennen, aber ihr wurde dieſe Trennung ganz unmöglich. Sie entſchloß ſich daher zur Begleitung ihres Gemahls

mahls, weil keine Bitten ihn zum Zurückbleiben bewegen konnten.

Wie innig freute ſich Heinrich, als ſie ihm dieſen Entſchluß mittheilte, wie groß wurde aber auch hingegen ſeine Reue: die geliebte Gemahlin nicht von der Ausführung deſſelben zurück gehalten zu haben, als die unter dem Heere eingeriſſene Seuche auch ſie auf das Lager warf. Vergebens boten die Aerzte alle ihre Kunſt auf, vergebens beſtürmte Heinrich Gott und allen Heiligen mit Bitten um die Geneſung ſeiner Gemahlin. Sie ſtarb, und der nämliche Bote, welcher der Kaiſerin die Nachricht von ihrem Tode überbrachte, berichtete ihr auch das Hinſcheiden ihres Sohnes Herrmanns von Schwaben, der einen Tag früher als die Königin Gunilda verblich.

Bisweilen ſucht das Schickſal den Becher der Wermuth, den es uns zu leeren zwingt, durch einige Tropfen aus dem Becher der Freude zu verſüßen, obgleich dieſe Gunſt nur Schooskindern zu Theil wird. Auch die Kaiſerin Giſela

ſela ſcheint eins dieſer Schooskinder geweſen zu ſeyn, denn ſie erhielt zugleich mit jenen traurigen Botſchaften auch eine fröhliche Poſt. Ihr Gemahl, welcher an der nämlichen Krankheit, die Guniiden und den Herzog Herrmann tödtete, danieder gelegen hatte, war wieder geneſen und lies ſeine Gemahlin benachrichtigen, daß er in wenig Tagen wieder bey ihr ſeyn würde. Dies minderte ihren Schmerz einigermaßen, doch erhielt er bald wieder Vermehrung. Kaiſer Konrad kam zurück und ſeine traurende Gemahlin bemerkte nun, daß er bey weitem nicht ſo vollkommen wieder hergeſtellt war, als ſie ſich, auf ſeine Verſicherung geſchmeichelt hatte. Die Aerzte hatten ſeine Krankheit nicht ganz zu heilen vermocht; und ob ſie ihn ſchon nicht ſogleich getödtet hatte, ſo war doch durch ſie eine Zerrüttung in dem Körper des Kaiſers verurſacht worden, die ihm keine Hofnung zu langem Leben übrig lies.

Konrad fühlte dies und ſo ſorgfältig er auch ſeine Furcht vor ſeiner verehrten Gemahlin

lin verbarg: ſo emſig war er hingegen bemüht, von alle den großen Plänen, welche er noch im Sinne hatte, wenigſtens ſo viel zu vollenden, als ihm möglich wäre. Die Größe ſeines Hauſes zu befördern, belehnte er ſeinen Sohn, welcher ſchon Baiern beſaß, auch mit dem Herzogthume Schwaben und lies ihn zum Könige von Burgund krönen. Er gieng hierauf ſelbſt nach Burgund, um in dieſem Lande die Ordnung wieder herzuſtellen, die unter der Regierung ſeines letztern nachläſſigen Königs gewaltig geſtört war. Konrad gab den Geſetzen die Kraft wieder, die ſie durch Rudolphs Nachſicht und durch zu eigenmächtige Handlungen der Großen des Reichs verloren hatten.

Sobald er dies vollbracht hatte, begab er ſich nach Sachſen und Thüringen, um auch für das Beſte dieſer Reichsländer zu ſorgen, da ſie durch die Einfälle der Pohlen, Leutizier und Böhmen viel gelitten hatten. Giſela, welche ihren Gemahl bald zu verlieren fürchtete,

ſo

ſo ſehr er auch bemühet war, ihr dieſe Furcht zu benehmen, wollte ihn wenigſtens noch ſo lange genießen, als der Tod es ihr vergönnen würde. Sie hatte ihn, dieſem Vorſatze gemäs, nach Burgund begleitet und folgte ihm auch jezt nach Sachſen, ihre Enkelin an der Seite, von welcher ſie ſich nicht trennen wollte.

Während ſeines Aufenthalts in Thüringen, verweilte ſich der Kaiſer am längſten in Gotha, bey ſeinem Verwandten, dem Grafen Ludwig dem Bärtigen. Auf ſeiner Reiſe dahin ereignete ſich weder in Abſicht ſeiner noch derer die ihn begleiteten, etwas, das bemerkt zu werden verdiente, außer daß ein Mönch unſrer Ida eine von ihm gefertigte Abſchrift von Ovids Werke von der Liebe überreichte. Er gab zwar das Gerücht von ihrer Gelehrſamkeit, das bis zu ſeinen Ohren gekommen wäre, als Urſache ſeiner Kühnheit an, wir aber glauben, daß die Hofnung, von Ida für die, mit künſtlichen goldnen Buchſtaben

gezierte Abſchrift fürſtlich belohnt zu werden, ihn dazu verleitete. Ida lächelte, daß der fromme Mann ihr ein Buch in die Hände gab, mit welchem bekannt zu seyn ihr ſo wenig als einem Mönche ziemte, erfüllte aber doch die Hofnung des Schreibers, ob ſie gleich ſeine Schrift ungeleſen bey Seite legte.

Seit ſeiner Zurückkunft aus Welſchland hatte ſich Konrad noch nie ſo ſtark gefühlt, als eben jetzt, und, im Vertrauen auf ſeine wiederkehrenden Kräfte, nahm er an einer Jagd Theil, die Graf Ludwig ihm zu Ehren im Thüringer Walde anſtellte.

Giſela, deren Geiſt ſich zu männlichen Arbeiten erhob, liebte auch männliche Vergnügungen, daher ſie die Auffoderung ihres Gemahls, ihn auf die Jagd zu begleiten, gern und freudig annahm. Auch jetzt wich Ida nicht von ihrer Seite. Auf weiſſen Pferden, mit Bogen und Jagdſpießen bewaffnet, ritten beyde Damen hart hinter dem Kaiſer und mancher der verſammelten Jäger gab auf die ſchö-

ne Amazone, Ida, genauer Acht, als auf das herbeygeſcheuchte Wild; aber keiner hatte ſeine Blicke ſo unverwandt auf ſie geheftet, als Graf Luitbold, der nicht fern von ihr ritt.

Unter vielen Großen, welche den Kaiſer nach Thüringen begleitet hatten oder ihn zu ſehen dahin gekommen waren, befand ſich auch Graf Luitbold von Ditmarſen nebſt ſeinem Freunde und Waffenbruder Dedo. Unvermählt und noch frey von Liebe war Luitbold nach Thüringen gezogen, wohin er vielleicht nicht gegangen ſeyn würde, wenn er befürchtet hätte, daß er daſelbſt die Freyheit ſeines Herzens verlieren würde. Ida ſehen, und für ſie in brünſtiger Liebe entbrennen, war bey Luitbolden das Werk eines Augenblicks und alle Auffoderung ſeines Verſtandes, die Gluth einer wahrſcheinlich hofnungsloſen Liebe nicht zu nähren, vermochten nicht eine Leidenſchaft zu ſchwächen, die ſich ſeines Herzens bemächtigt hatte. Wenn Liebe in einem Herzen flammt, hat der Verſtand gewöhnlich wenig Herrſchaft über daſſel-

be

be; eine Erfahrung, die Graf Luitbolds Beyſpiel beſtätigte.

Ein kleiner Graf, aus dem Stadiſchen Hauſe, der außer Ditmarſen nur wenig Güter beſaß, hatte er freylich wenig Hofnung die Hand der Enkelin einer Kaiſerin, um welche ſo viele mächtigere Grafen, ja Fürſten und Herzoge zu werben ſchienen, zu erhalten. So oft ihn aber auch ſein Verſtand zu dieſer Betrachtung auffoderte, ſo wenig wurde ſeine Liebe oder nur die Hofnung, ſie beglückt zu ſehen, vermindert. Im Gegentheil vermehrte ſie ſich, da er bemerkte, daß nicht nur Ida, ſondern auch der Kaiſer und ſeine Gemahlin ihm mit vieler Auszeichnung begegneten. Weil er ſahe, daß ſie ihr Benehmen nicht nach Reichthum oder Stand abmaßen, ſondern Verdienſte ſchätzten ohne Anſehen der Perſon: ſo ſchmeichelte er ſich, daß ſie auch bey Idas Vermählung nicht auf jene Rückſicht nehmen würden; und gerechtes Selbſtgefühl ſagte ihm, daß er ſich ohne Scheu mit jedem der

jetzt in Thüringen anweſenden unvermählten Herren, welche er um Ida her verſammelt ſah, in Abſicht des moraliſchen Werthes meſſen könnte; denn alle ſeine Zeitgenoßen gaben ihm das Zeugniß, daß er ein tapferer Biedermann, ein weiſer Regent und ein Vater ſeines Volks wäre. Doch jetzt vom Grafen Luitbold zurück zur Jagd.

Zwey Stunden hatte ſie ſchon gedauert, jeder der Theilnehmenden, ſogar Giſela und Ida, ſchon Wild erlegt, nur Luitbold hatte ſeinen Bogen noch ſelten geſpannt, und ſpannte er ihn ja bisweilen, ſo drückte er ihn zu früh oder zu ſpät ab, ſo daß der Pfeil jederzeit das Wild verfehlte das ſeine zitternde Hand zu treffen ſuchte. Einige ſeiner Jagdgefährten ſpotteten ſeiner, aber Ritter Dedo bemitleidete ihn, denn er allein wußte die Urſache, warum dießmal jeder Schuß des ſonſt ſo geübten Jägers fehlte.

„Ermanne Dich Freund" — raunte er ihm einſt ins Ohr — „laß Liebe nicht Dei-

ne

ne Mannskraft verzehren, noch Dir durch ſie Deine Beſinnungskraft rauben!“

Dedo irrte. Liebe raubte ſeinem Freunde weder Mannskraft noch Bewußtſeyn, nein ehe er noch antworten konnte, gab er einen Beweiß von der Gegenwart beyder; aber freylich auch einen Beweiß, daß ſeine Aufmerkſamkeit von allen andern Gegenſtänden abgezogen und nur auf Ida allein hingelenkt war.

Kaiſer Konrad hatte ſich von den ihn zunächſt Begleitenden entfernt und war tiefer in den Wald gedrungen, als ein fürchterlicher Eber auf die ſchöne Jägerin Ida losgieng. Sie erſchrack bey dem Anblick des Unthiers, ſäumte aber nicht, mit ihrem Jagdſpieße nach ihm zu ſtechen. Zum Unglück verfehlte ſie ihn und der Eber würde ſeiner ſchönen Feindin übel gelohnt haben, wenn nicht in dieſem Augenblick Graf Luitbold herbeygeſprengt wäre und ihm ſeinen Spieß bis an den Schaft, in den wider Ida geöffneten fürchterlichen Ra-

chen gerannt hätte. Sobald Graf Luitbold des Ebers gewahrte, hatte er ſeinem Roße die Sporen gegeben; und Eilen, durch Liebe beſchleunigt, führte ihn noch Zeit genug an Idas Seite, um die ihr drohende Gefahr von ihr zu wenden.

Zu heftig war Ida erſchrocken, um ihrem Retter mit vielen Worten danken zu können, aber mehr entzückt, als über den redneriſchſten Dank, wurde Graf Luitbold, als er Idas Hand küßte, durch den ſanften und feurigen Druck derſelben. Mit mehreren Worten als Ida dankte die Kaiſerin und nahm dann eine goldne Kette von ihrem Halſe, die ſie dem Grafen umhieng.

„Nehmt dieß, Herr Graf“ — ſprach ſie — „nicht als Belohnung, denn für das, was Ihr für meine Ida thatet, wäre dieſe Kleinigkeit nicht nur, ſondern jede Belohnung zu gering — nein zum Andenken nehmt es an und denkt der Geberin bisweilen, ſo wie der, welche dazu Veranlaſſung wurde.

„O ich

„O ich bitte Euch, gnädigſte Frau, beſchämt mich nicht“ — antwortete Graf Luitbold — „Ich that nur meine Pflicht und der Gedanke, ſie erfüllt zu haben, allein, hätte mich diesmal ſüßer belohnt als je. Nehmt meinen unterthänigſten Dank für das ſchätzbare Andenken, das jenen Gedanken immer neu und gleich ſtark erhalten wird. Doch ich bin ſo kühn noch eine Bitte zu wagen.“

„Seyd ihrer Gewährung um ſo mehr verſichert“ — entgegnete die Kaiſerin — „da auch ich Euch um etwas bitten will.“

„Ich erwarte den Befehl meiner gnädigſten Kaiſerin“ — fuhr Luitbold fort.

„Bleibt bey uns, Herr Graf“ — nahm die Kaiſerin das Wort wieder — „damit Eure Wachſamkeit und Euer ſtarker Arm ähnliche Unfälle, als der jetzt meiner Tochter begegnete, verhüten können.“

„Vermag meine gnädigſte Kaiſerin in mein Innerſtes zu blicken“ — fragte Graf Luitbold

bold — „daß Sie befiehlt, um was ich bitten wollte?“

„Ihr ſeyd allzubeſcheiden, Herr Graf — endigte die Kaiſerin — „daß Ihr erbitten wollt, was mir angenehmes Erbieten ſeyn muß.“

Das Bellen einiger Hunde, welche einen Hirſch verfolgten, machte dem Geſpräch ein Ende. Graf Luitbold ſchien ſeit dem Augenblick, der ihn an die Seite des Gegenſtandes führte, welcher vorher ſeine ganze Aufmerkſamkeit gefeſſelt hatte, auch für andere Dinge um ihn her wieder Sinne und Augen erhalten zu haben. Er ſah den Hirſch nicht nur, ſondern drückte auch ſein Geſchoß ſo gut auf ihn ab, daß der Pfeil das Thier ſogleich zu Boden ſtürzte.

Bald nachher geſellte der Kaiſer ſich wieder zu ſeiner Gemahlin und ihrer Begleiterin. Auch er dankte dem Grafen, ſobald man ihm berichtet hatte, wie vielen Dank Ida, die der Kaiſer gleich ſeiner eignen Tochter liebte, Luitbolden

bolden ſchuldig wäre; und in dem Buſen des Grafen begann die Hofnung, ſich vielleicht doch in ſeiner Liebe beglückt zu ſehen, zu einer vorher noch nie erreichten Größe ſich zu erheben. Voll von ihr, irrte er an Idas Seite, dem Kaiſer und ſeiner Gemahlin immer zunächſt, noch eine Zeitlang im Walde herum und ſeine Hofnung wurde eher vermehrt als vermindert, weil Ida und die weiſe Giſela an ſeiner Unterhaltung viel Geſchmack zu finden ſchienen.

Die einbrechende Nacht rief endlich Jäger und Jägerinnen nach Ludwigs Burg zurück, wo alle ein köſtliches Mahl bereitet fanden. Als man ſich ſetzen wollte, rief die Kaiſerin den Grafen Luitbold, der ſich nun wieder von ihr entfernt hatte, herbey, und ließ ihn zwiſchen ſich und Ida ſetzen.

„Es iſt billig, daß der wackere Mann, der in Gefahr an unſere Seite eilte, auch nun die allgemeine Freude an unſerer Seite genießt" — ſprach ſie zu ihm.

Dieſe Rede ſchwang Luitbolds Hofnung auf den höchſten Gipfel, ſo daß es ihm Mühe koſtete, ſeine Empfindungen zu verbergen, als die Kaiſerin einen Pokal ergrif und ihrem Gemahl mit den Worten: „aufs Wohl des Retters unſerer Tochter,“ zutrank. Der Kaiſer ſtieß an und die ausgebrachte Geſundheit wurde rund um die Tafel getrunken. Freude, Beſchämung und Liebe preßten dem Grafen das Blut ins Geſicht und ſeine Verwirrung, ſeine abgebrochenen Reden und die Blicke, welche bisweilen aus ſeinen Augen auf Ida ſchoßen, verriethen jedem Minne-Erfahrnen, was in ſeinem Innern vorgieng. Bald nachher ſtand man auf, jedes eilte in ſein Gemach und wir folgen dem Grafen Luitbold.

Schlaflos warf er ſich lange auf ſeinem Lager herum, aber ihm dauerte dieſe Zeit nicht lang, denn das Vorgegangene und eine reizende Zukunft, die ſeine Einbildungskraft, von Hofnung unterſtützt, wachend herbeyträumte, beſchäftigten ihn zu angenehm, als

daß

daß ihm die Zeit nicht ſchnell hätte verſchwinden ſollen. Endlich entſchlief er und ſeine Seele, jetzt ruhiger als vorher, mahlte die Bilder, die ihm von der Zukunft ſchon wachend vorgeſchwebt hatten, nun noch ſchöner aus.

Achtes Kapitel.

Selbſtgeſpräche. Ovid als Richter.

Graf Ludwig der Bärtige war nicht nur ein reicher, ſondern auch ein dankbarer Mann. Er war dem Kaiſer Konrad ſein ganzes Glück ſchuldig, denn als er, nebſt ſeinem Bruder, von dem Grafen Hugo Capet, der ſich auf den königlichen Thron von Frankreich ſchwang, auf welchen Ludwig und ſein Bruder gerechtere Anſprüche hatten als er, aus ſeinem väterlichen Erbe, dem Herzogthum Lothringen, verjagt wurde, weil er jenem Mächtigern nicht

nicht widerſtehen konnte, beſchenkte ihn Kaiſer Konrad mit beträchtlichen Gütern in Thüringen, die Graf Ludwig nachher durch die Vermählung mit der reichen Gräfin Cecilia von Sangerhauſen und durch Erwerbungen mit Gelde und Waffen anſehnlich vermehrt hatte.

Dieſe Cecilia war ebenfalls eine Enkelin der Kaiſerin Giſela, denn der Markgraf von Sachſen, Ludolph, ein Sohn von Giſelas eſtrem Gemahle, Bruno dem Zweiten, war ihr Vater.

Ludwig ſahe jetzt alſo nicht nur ſeinen Wohlthäter, der auch ohnehin ſchon ſein Verwandter war, ſondern auch ſeine Großmutter bey ſich und glaubte zweyen ihm ſo werthen Perſonen den Aufenthalt in ſeinem Lande nicht angenehm genug machen zu können. Jeder neue Tag war ein neues Feſt und einige der anweſenden Herren hatten den Rauſch, den ſie ſich geſtern, nach ihrer Zurückkunft von der Jagd, getrunken hatten, noch nicht ganz verſchlafen,

ſchlafen, als die Trommete ſie ſchon auf den Turnierhof rief.

Es war dieß keins von den ſechsunddreiſſig großen Turnieren, welche Rüxner in ſeinem Turnierbuche verzeichnet hat, ſondern nur ein kleines Ringelrennen und Lanzenſtechen, das Graf Ludwig zum Vergnügen ſeiner hohen Gäſte angeſtellt hatte. Cecilia und Ida waren zu den Vertheilerinnen der höchſten Preiſe beſtimmt. Die erſte ſollte den Sieger im Ringelrennen, die zweyte den Sieger im Lanzenſtechen belohnen.

Graf Luitbold war ſchon lange wach, da noch einige, die ſich den Wein geſtern zu wohl hatten ſchmecken laſſen, auf ihrem Lager ſchnarchten. Eben war er mit Anlegung ſeiner Rüſtung fertig, da trat ein Leibknappe der Kaiſerin in ſein Gemach, der ihm in ihrem und Idas Namen einen guten Morgen wünſchte und mit den Worten: „Hier ſendet mein gnädiges Fräulein ihrem Ritter eine Scherpe;“ ihm eine Scherpe von grünem ſeid-

nem Zeuge mit Gold durchwirkt und mit goldnen Franzen verziert, überreichte.

Luitbold wußte nicht, über was er ſich am meiſten freuen ſollte, ob über das Geſchenk ſelbſt oder über den Gedanken, daß Ida freywillig that, was er zwar wünſchte, aber nicht zu bitten wagte, und ihn ſich zum Ritter erkohr; oder noch mehr über die Farbe des Geſchenks, welche ſeine Liebe geneigt war, für ſymboliſch zu halten.

Lange ſtand er, ehe er dem Knappen eine Antwort zu geben vermochte, und als er nach einiger Zeit ſeiner Sprache wieder mächtig wurde, waren die Worte: „ſagt Eurem gnädigen Fräulein für dieſe unverdiente Huld meinen wärmſten und verbindlichſten Dank, alles was er ſagen konnte.“

Wir wollen Euch, theure Leſer, keine umſtändliche Beſchreibung von dieſem Ritterſpiele machen, weil wir des Raums zu nöthigern Dingen bedürfen, doch müßen wir Euch wenigſtens einen der Sieger nennen.

Graf

Graf Luitbold hatte ſchon mehrmahls eine friedliche Lanze gebrochen, noch nie aber war ſein Vorſatz, Sieger werden zu wollen, ſo feſt geweſen als dieſsmal, aber auch noch nie war die Auffoderung dazu ſo groß. Seine Dame ehrte ihn, billig daher, daß auch er ſie ehrte; und durch Sieg glaubte er nicht allein ſich, ſondern auch der reizenden Ida Ehre zu machen und zugleich ihren Beyfall ſich zu erkämpfen. So viel als an dieſem Beyfalle, oder wenigſtens gewiß mehr, als an dem goldnen Tannenzapfen, den Graf Ludwig zum Preiſe ausgeſetzt hatte, lag vielleicht Luitbolden an der ſchönen Belohnung, die ihm, wenn er ſiegte, von Idas Lippen werden würde, denn ein Ritter, ſollt ihr wißen, der bey einem Turniere den Preis erhielt, war befugt die Ausſpenderin deſſelben zu küßen. Was Wunder alſo wenn Graf Luitbold ſtrebte von ſeiner Geliebten als Lohn ſeiner Tapferkeit zu erhalten, was er als Minneſold noch nicht erhalten konnte?

Sein

Sein Gegner war ein furchtbarer Mann, der ältere Graf Wiprecht von Groitzſch. Graf Wiprecht war ohne Zweifel kampfserfahrner, vielleicht auch tapferer als Luitbold, aber Luitbolds Muth feuerte die Liebe an und half ihm ſiegen.

Die Trommeten tönten, die Herolde riefen das Lob des Siegers aus und der Freudetrunk'ne Graf nahete ſich der geliebten Ida, um aus ihren Händen den Preiß zu erhalten und durch den ſchätzbarern, den er von ihrem Korallenmunde empfieng, wonnetrunken zu werden. Er küßte die ſchöne Spenderin mit allem Feuer eines Liebenden, und Ida, ob ſie gleich ſittiglich erröthete, hätte vielleicht auch dann ihren Mund nicht zurückgezogen, wenn gleich die Turniergeſetze ihr dieß nicht verboten hätten, denn ihrem Herzen war der Sieger werth.

Graf Luitbold hatte ſeinen Kuß vollendet und ohne eine Beſchreibung der Empfindungen, die er in ihm aufregte, machen zu wollen

len, ſagen wir bloß, daß das Feuer ſeiner Liebe in dieſem Augenblick höher aufflammte, als noch je vorher und daß auch ſeine Hofnung durch den Purpur, der Idas Wangen röthete und durch den ſchmelzenden Blick ihres Auges Vermehrung erhielt. Deutlicher noch als geſtern zeugten des Grafen Handlungen von feuriger Liebe, aber noch ließ er nur ſie und ſeine Mienen ſprechen und wagte es nicht durch Worte ſeine Leidenſchaft kund zu machen, denn ſo oft auch ſeine Hofnung den höchſten Gipfel erreichte, ſo oft wurde ſie von der Furcht, die ihn noch immer nicht ganz verließ, wieder einige Stufen herabgeſtoßen. Zu ganz deutlicher Erklärung war freylich ohne dieß weder Ort noch Zeit ſchicklich, aber auch eine verſteckte vermied Luitbold ſorgfältig, obgleich dieſe Sorgfalt ſich nur auf ſeine Worte erſtreckte.

Sobald Graf Luitbold, nicht am Ende des Tages, ſondern am Ende des Feſtes, das mit einen Luſtrennen begann, und beym Ein-

bruch des andern Morgens mit einem frohen Tanze endigte, mit dem Ritter Dedo in ſein Gemach trat, hielt er ſich für den Zwang ſchadlos, den er ſich während der Dauer des Feſtes aufgelegt hatte. Gegen dieſen Freund ſtrömte ſein Herz von den Empfindungen über, welcher es voll war, und der feurige Liebhaber konnte des Lobes ſeiner Geliebten, der Beſchreibungen von der Stärke ſeiner Leidenſchaft und des Rühmens von ſeinem Glücke kein Ende finden. Dedo glaubte die Rolle des ermahnenden Verſtandes übernehmen zu müſſen, weil er bemerkte, daß er von ſeiner Gegnerin Liebe überſtimmt worden war.

Mit Liebenden iſt übel ſtreiten, man gewinnt ſelten und wenn man ſie mit den ſchärfſten Waffen angreift; im Gegentheil läuft ein Freund, der dieſen Streit wagt, öfters Gefahr ſeine gute Abſicht mit Verluſt der Freundſchaft des Gegners belohnt zu ſehen. Dies begegnete zwar dem Ritter Dedo nicht, doch konnte er ſich bloß dadurch ſchützen, daß er die Waf-

fen

ſen bey Zeiten niederlegte, wobey er ſich jedoch zugleich den Vorſatz machte, ſich ihrer bey gelegener Zeit wieder zu bedienen; denn er fand, daß Luitbold an ſeiner Einbildungskraft, die ihm jeden freundlichen Blick, womit Ida ihn beſchenkt hatte, noch freundlicher vielleicht, als er wirklich geweſen war, wieder vormahlte, einen undurchdringlichen Panzer beſaß.

Unſere Urkunden berichten nicht, ob Dedo ſeinen Angrif auf Luitbolden wiederholte, ſo wie wir darinnen keine Spur antreffen, ob Luitbolds Verſtand ſich vielleicht ſelbſt wieder der gebührenden Herrſchaft über ſein Herz bemächtigte, doch glauben wir dieß mit Fug ſchließen zu dürfen, weil Luitbold während der drey Tage, die Kaiſer Konrad noch bey ſeinem Vetter Ludwig zubrachte, nichts zu Gunſten ſeiner Liebe unternahm.

Nach Verlauf dieſer Zeit zog der Kaiſer weiter. Ohne unſer Erinnern würden die Leſer ohne Zweifel ſchon errathen, daß Graf Luitbold einer ſeiner Begleiter war, denn wie

wäre es ihm möglich gewesen, ſich von ſeiner Geliebten zu trennen, da er das Ziel, nach dem er ſtrebte, noch nicht erreicht hatte. Wir ſchweigen von dem, was dem Kaiſer und ſeinem Gefolge auf ſeiner Reiſe von Thüringen nach Utrecht begegnete, weil es nichts Merkwürdiges war und wir unſer Büchlein nicht durch eine Reiſebeſchreibung zu verlängern gedenken; zu dem iſt es auch Zeit zu unſerer Heldin, welcher wir bisher nur beyläufig erwähnten, wieder zurückzukehren, da hoffentlich unſere Leſer zu wiſſen wünſchen werden, ob ihr Herz mit Luitbolds Herzen in Einklang war.

Ehe noch Ida durch den Grafen Luitbold wider des Ebers Grimm geſchützt worden war, hatte ſie ihn ſchon geſchätzt und ihre Empfindungen für ihn mußten natürlich einen höhern Grad erreichen, als ſich, da er ihr Retter worden war, zu jener Achtung auch Dankgefühl geſellte. Aus beyden entwickelte ſich Liebe, ehe noch Ida glaubte, daß mehr als Dank in ihrem Herzen glühete. Zwar machten ihr

die Gefühle, welche ſie bey dem Kuſſe, den der Sieger Luitbold auf ihre Lippen drückte, durchwallten, ihr Herz verdächtig, doch wußte dieß Herz ſelbſt den entſtandenen Verdacht bald wieder zu entfernen; weil es ſeine Beſitzerin glauben machte, daß jene ungewohnten Empfindungen den Kuß eines jeglichen Mannes begleiteten.

Ida, welche noch nie einen Mann, ſondern nur als Kind Knaben geküßt hatte, war zu unkundig, um die Wahrheit oder Falſchheit dieſes Vorwandes zu prüfen. Sie beſchloß bey ihrer Großmutter ſich Raths zu erholen, aber die Schwierigkeit, ihr die Empfindungen bey Luitbolds Kuße zu ſchildern, machte daß ſie dieſen Entſchluß wieder aufgab. Obſchon mehr geneigt zum Vortheile des Herzens zu entſcheiden, ſchwankte ſie noch zwey Tage lang in ihrer Entſcheidung, als ihr ein Traum einen tiefern Blick in ihr Herz verſchaffte.

Sie träumte, daß Luitbold ſie nicht nur küßte, ſondern ſogar ſie feuervoll umarmte,

 und

und Ida fand an dieſer Umarmung Wohlbe- hagen, das, als ſie kurz nachher erwachte, in jeder ihrer Nerven ein freudiges Beben zu- rück gelaſſen hatte. Eine Empfindung, die ſie nie vorher gefühlt, ſelbſt damahls nicht gefühlt hatte, da Luitbolds Mund ihre jung- fräulichen Lippen berührte, mußte nothwen- dig die über ihr Herz und ihre Leidenſchaften ſo wachſame Ida aufmerkſam auf ſich ſelbſt machen.

Ihr Verſtand ermangelte nicht, ihr eilend zuzurufen: es iſt Liebe, gutes Mädchen, was deine Nerven zückt.

Nein bloßes Dankgefühl iſt es; freylich ſtärker, als gewöhnlich, aber die Gefahr, aus welcher Graf Luitbold Dich rettete, verdient auch den feurigſten Dank — erhob das Herz ſeine Stimme, um den Eindruck, den des Verſtandes Zuruf vielleicht gemacht haben könnte, wo möglich ſogleich wieder zu ver- wiſchen.

Auf-

Aufmerkſam horchte Ida dieſen beyden innern Stimmen zu, deren Meynungen einander ſo entgegen geſetzt waren. Der Verſtand erinnerte ſie an die ohnlängſt erhaltne Abſchrift von Ovids Buche von der Liebe und forderte ſie auf, dieſen kompetenten Richter entſcheiden zu laſſen. Ida ſprang auf und ſuchte den Lehrer der Liebe, der bisher unberührt in einer Truhe gelegen hatte, hervor, und noch nicht weit hatte ſie geleſen, als er ſie belehrte, daß auch ſie liebte. Seine Elegien waren der keuſchen Ida ein Greuel und ſchon war ſie Willens, den Begierdenentflammer zur ewigen Raſt wieder in die Truhe zu verſchließen, als ihr im Zuſammenrollen ſeine Arzney der Liebe in die Augen fiel. Sie wollte leſen, aber ihr Herz, welches von dieſer Lektüre Erſtickung der behäglichen Empfindungen fürchtete, die in ihm aufgeglommen war, bemühte ſich, dieſem Entſchluß nach allen Kräften zu ſteuren. Unter dem Vorwande, daß in dieſem Theile des Manuſkripts ſich vielleicht ſowohl als

in den vorhergehenden, Dinge befinden möchten, die Idas jungfräuliche Sittſamkeit empören würden, verbarg es ſeine wahre Abſicht und hatte ſeinen Zweck vollkommen erreicht. Ohne es erſt zuſammen zu rollen, warf Ida Ovids Werk eilend an ſeinen vorigen Platz, belehrt zwar über die Erkenntnißkunde, aber nicht über die Heilkunde der Liebe.

Nun warf ſie ſich wieder auf ihr Lager und wollte mit ihrem Herzen über den geſpielten Betrug zu rechten beginnen, konnte aber dieſen Vorſatz, ſo ernſtlich er auch war, wenigſtens nicht ihrem Willen gemäß, ausführen. Das Herz verließ ſich auf ſeine in Liebesfällen gewöhnliche Ueberlegenheit, rechtfertigte ſich ſo gut es vermochte, und ſpottete des richtenden Verſtandes.

Die Einbildungskraft verband ſich mit ihm und ſo eifrig ſich auch Ida bemühete, Luitbolds Kuß und die geträumte Umarmung zu vergeßen, ſo wenig war ihr dieß möglich. Sie war zu einzig damit beſchäftigt, als daß

ſie

ſie für etwas anders hätte Sinn haben ſollen. Phantaſie wiegte ſie endlich wieder in einen ſüßen Schlummer, und ſetzte nun, indeſſen der Verſtand ſchlief, durch den Eindruck, den Ovids Schilderungen gemacht hatten, verſtärkt, das angefangene Werk ſo glücklich fort, daß bey Idas Erwachen ihr Herz beynahe alle Herrſchaft an ſich geriſſen hatte, die dem Verſtande darüber zukam.

Es war noch zu früh, als daß Ida ſogleich zu ihrer Großmutter hätte gehen können, da ihr beym Erwachen dieſer Gedanke einfiel; ſie wollte daher wieder zu dem Ovid ihre Zuflucht nehmen: aber das Herz wußte ſeine errungene Herrſchaft ſo wohl zu benutzen, daß die Furcht, welche den Mahler der Liebe geſtern in die Truhe warf, ihn auch heut darinnen verſchloßen hielt. Unruhig und im Kampfe mit ſich ſelbſt begriffen harrte Ida der Zeit entgegen, wo ſie zu ihrer Großmutter gehen konnte und nun eilte ſie, ihr die ge-

machten Entdeckungen mitzutheilen und den Rath der liebevollen Mutter zu hören.

Neuntes Kapitel.

Frohe Ausſichten.

Die Kaiſerin hätte weniger welterfahren ſeyn müſſen, als ſie war, wenn ſie nicht ſchon an dem Tage, da Graf Luitbold zwiſchen ihr und ihrer Enkelin ſas, ſeine Leidenſchaft für die letztere hätte bemerken ſollen. Sie freuete ſich derſelben, denn Luitbold war ein Mann nach ihrem Herzen, ein Mann wie ſie ihn ihrer Ida zum Gatten wünſchte. Zugleich bemerkte ſie auch damals ſchon, daß wahrſcheinlich in Idas Buſen bald ähnliche Empfindungen entſtehen würden, als die, welche bereits das Herz des Grafen füllten. Sie ſelbſt wurde daher eine Beförderin dieſer Liebe, weil ſie überzeugt war, dadurch das Glück ihrer Enkelin

kelin zu befördern. Sie bemühete ſich, beide Liebende einander immer näher zu bringen und fand an der Bemerkung, daß Luitbolds Liebe immer höher aufflammte, indes ſich in Idas Herzen eine gleiche Empfindung entwickelte, inniges Vergnügen.

Was alſo für Ida, bis zu dem, im vorigen Kapitel, erwähnten Selbſtgeſpräche, ein Geheimniß blieb, war für ihre Großmutter keins. Sie wunderte ſich, daß die aufmerkſame Ida nicht heller in ihr Herz blickte, unterlies aber doch ihren Blick zu ſchärfen, weil ſie voraus ſahe, daß Ida die Entdeckung, welche ſie ſchon längſt gemacht hatte, gewis auch bald machen und ihr dann mittheilen würde. Mit ihrem Gemahle hingegen hatte ſie ſchon von Luitbolds Liebe geſprochen und Kaiſer Konrad, welcher Idas Vermählung ihrer Großmutter allein überlies, gab zu der, mit dem Grafen von Ditmarſen, beabſichteten ſeine Einwilligung um ſo freudiger, da er ebenfalls den wackern Grafen hochſchätzte.

Die

Die höhere Röthe, mit welcher Ida, am Morgen nach ihrem Selbſtgeſpräche, in das Zimmer ihrer Großmutter trat und ihr unruhiger, bisweilen geſenkter Blick, machte der erfahrnen Kaiſerin ſogleich kund, was mit Ida vorgegangen war, ehe noch dieſe zu reden begann. Doch auch hiermit zögerte ſie nicht lange.

„Ich habe mein Herz belauſcht, theureſte Mutter“ — ſprach Ida und ihre Wangen rötheten ſich zum Purpur — „Zum erſten male hat es mich getäuſcht; denn ich glaubte für meinen Retter Luitbold nur Dank zu empfinden, aber heut habe ich bemerkt, daß es mehr iſt, was ich für ihn fühle. Ich fürchte, theureſte Mutter, daß ich den Grafen liebe.“

„Und dieſe Entdeckung hat meine Ida erſt heut gemacht“ — fragte die Kaiſerin lächelnd.

Ida. Heut erſt. Aber wäre es möglich, daß Ihr vielleicht tiefer in mein Herz geblickt haben ſolltet, als ich ſelbſt?

Giſela

Giſela. Nicht nur möglich, liebes Kind, ſondern wirklich. Was Du heut erſt bemerkteſt, war mir bereits vor einigen Tagen kund. Aber warum ſpricht meine Ida, daß ſie zu lieben fürchtet? Nichts zu fürchten, aber viel, das Glück Deines Lebens haſt Du von dieſer Liebe zu hoffen. Wäre dies nicht, ſo würde ich Dich bereits gewarnet haben, über Dein Herz zu wachen.

Ida. Verzeiht, verehrte Mutter! wenn ich Unerfahrne Euch Einwendungen mache. Ich habe Eure Lehren nicht vergeſſen, nein ſie in treuem Herzen aufbewahrt, und mir zum feſteſten Vorſatze gemacht, mich bey der Wahl eines Gatten nicht von Geſchlechtsliebe allein ſondern auch von Vaterlandsliebe leiten zu laſſen.

Giſela. Wohl, meine Tochter, und Du kannſt dieſem Vorſatze treu bleiben, ohne die in Dir entzündete Leidenſchaft erſticken zu müſſen. Sollte meine Ida das Gegentheil glauben?

Ida

Ida. Wenigſtens bin ich noch zweifelhaft. Gutes zu befördern, ſo viel ich vermöchte, war eine von Euch meinem Innern ſo tief eingeprägte Lehre, daß ſie in mir zum Vorſatze worden iſt; und obgleich Stolz kein Fehler Eurer Tochter iſt, ſo vermag ich doch nicht zu entſcheiden, ob ich nicht vielleicht in irgend einer andern Lage mehr Gutes würde wirken können als mir wahrſcheinlich als Gräfin von Ditmarſen möglich wäre.

Giſela. Ich weis, was meine Tochter ſagen will. Sie glaubt den Wirkungskreis, den ſie dann haben würde zu klein, aber, liebes Mädchen, man kann öfters in einem kleinen Wirkungskreiſe mehr Gutes thun, als in einem größern.

Ida. Allerdings; aber würde das für mich in Ditmarſen der Fall ſeyn?

Giſela. Ohne Zweifel. Kennſt Du ein größeres Glück, als Menſchen zu bilden, ihre Begriffe aufzuklären, ihre Sitten zu mildern oder, mit einem Worte, ſie zu beſſern?

Ida

Ida. O Mutter, kein Wunſch bliebe mir übrig, wenn dieſes Glück mir einſt würde!

Giſela. Wenigſtens verſpricht es Dir die Vermählung mit dem Grafen Luitbold am erſten. Unter allen deutſchen Völkern ſind die Ditmarſen noch eins der roheſten, keins bedarf der Verfeinerung ſo ſehr wie ſie. Sollte meine Ida anſtehen, ihre Bildnerin werden zu wollen, da der, durch welchen ſie es werden würde, nichts weniger als roh, ſondern ein Mann iſt, der Achtung und Liebe verdient?

Ida. Ihr entwerft mir ein reizendes Gemählde und hebt einen meiner Zweifeln; — werdet Ihr aber einen zweiten, wichtigern eben ſo leicht heben können?

Giſela. Und dieſer wichtige Zweifel iſt?

Ida. Daß vielleicht Luitbold mir nicht gleich fühlt. Beweiſe ſeiner Achtung hat er mir zwar ſchon mancherley gegeben, aber Beweiſe ſeiner Liebe noch nie.

Giſela. Unzählig oft, wenn Du ſie ſchon nicht dafür genommen haſt. Traue meiner Verſicherung

ſicherung, die ſich auf Menſchenkenntniß grün-
det, daß gewis noch nie in eines Menſchen
Buſen Liebe feuriger glühte als in Luitbolds
für Dich.

Ida. Zum erſten male vergönnt mir einen
Zweifel, an Eurer Menſchenkenntniß. Würde
Luitbold, wenn Eure Vermuthung zuträfe,
ſo lange geſchwiegen haben?

Giſela. Wahrſcheinlich ſchwieg er, weil
er fürchtete, mit ſeinem Antrage abgewieſen
zu werden. Er ſahe ja, daß Du eine Anzahl
mächtigerer Männer als er, um Dich her ver-
ſammelt hielteſt; er wußte, daß das gewöhn-
liche Urtheil der Menſchen, Deine Verbindung
mit einem von dieſen, für vortheilhafter erklä-
ren würde, als mit ihm, und um zu wiſſen,
daß wir in unſerm Urtheile uns von der Menge
unterſcheiden, kennt er uns noch zu wenig.
Doch ich denke, er wird nicht lange mehr ſchwei-
gen, denn mehr als einmal ſah ich ſchon, was
er bisher noch als Geheimniß in ſeinem Buſen
vergrub, auf ſeinen Lippen ſchweben.

Die

Die Kaiſerin hatte recht geſehen. Schon auf dem Wege von Thüringen nach Utrecht entſchlüpfte dem Grafen ſein lange verborgenes Geheimniß. Ritter Dedo, der ihn vorher zur Unterdrückung ſeiner Leidenſchaft angemahnt hatte, war es ſelbſt, der ihn jezt zur Entdeckung derſelben aufforderte.

Genaue Aufmerkſamkeit auf Ida und ihre Großmutter hatte ihn überzeugt, daß jene ſeinem Freunde ſo wenig ihr Herz und ihre Hand verweigern würde, als dieſe ihre Einwilligung zu Verſchenkung derſelben. Dedo machte dem Grafen ſeine Bemerkung kund, der aber lange an der Richtigkeit derſelben zweifelte, denn wahre Liebe iſt furchtſam.

Daß Dedos Bemerkung, ſo weit ſie Ida betraf, richtig wäre, davon wurde Luitbold mit Hülfe ſeines Herzens bald überzeugt, aber an der Richtigkeit des, die Kaiſerin betreffenden, Theiles derſelben zweifelte er lange. Aufgefodert von ſeinem Freunde und mehr noch von ſeinem Herzen beſtürmt, wagte er es end-

lich, der Kaiſerin ſich zu entdecken. Furchtvoll und mit bebenden Lippen that er dies, aber kaum hatte er ſtockend geendet, als die Kaiſerin alle Furcht von ihm bannte und das, was er vorher bisweilen kaum zu hoffen wagte, in Wirklichkeit verwandelt wurde.

Die Kaiſerin verſprach ihm die Hand ihrer Enkelin und verſicherte ihm zugleich, daß der Kaiſer, ihr Gemahl, ſeine Einwilligung zu Idas Verbindung mit dem tapfern Grafen von Ditmarſen ſo gern und willig geben würde als ſie. An dem nämlichen Tage genos auch Graf Luitbold die Seeligkeit noch, das Geſtändniß ihrer Liebe von Idas Lippen hinweg zu küſſen; und kurz nachher gab der Biſchof von Utrecht die Hände unſerer Liebenden zuſammen.

Die Feierlichkeiten, welche ihrer Vermählung folgten, wurden ſchon am zweiten Tage durch eine ſchwere Krankheit, in welche der Kaiſer verfiel, unterbrochen. Seit ſeiner Zurückkunft aus Welſchland war Konrad immer

abwech-

abwechſelnd kränklich geweſen, jezt kehrte das alte Uebel mit aller Gewalt zurück; und weder die Sorgfalt der Aerzte und die zärtliche Pflege ſeiner Gemahlin und Enkelin, noch die frommen Wünſche ſeiner Angehörigen und Unterthanen konnten ihn vom Tode erretten. Er ſtarb am vierten Junius im Jahr 1039, beklagt von Allen die ihn verehrten, und den großen Konrad mußte verehren, wer ihn kannte.

Wir wollen keine Schilderung des Schmerzes zu machen verſuchen, welcher die Kaiſerin und die Gräfin von Ditmarſen zu Boden ſchlug, weil dieſer Verſuch misglücken würde. In Trauer gehüllt und mit zerrißnem Herzen folgte die Kaiſerin dem Leichname ihres verehrten Gemahls, indeß die Gräfin von Ditmarſen, nicht weniger traurend und zugleich von dem Schmerze, der mit der Trennung von ihrer Großmutter verbunden war, gefoltert, ihren Gemahl nach ſeinem Lande begleitete.

Graf Luitbold hatte ſeiner Gemahlin einige Güter, die er in den Grenzen der Graf-

ſchaft Stade ſelbſt beſas, zum Witthume ein-geſetzt und auf dieſe Güter, in einer der lachendſten Gegenden der Grafſchaft, führte er ſeine Ida zuerſt. Die Schönheit der Gegend, der frohe Muth aller Bewohner derſelben, der ein Zeuge ihres Wohlbefindens war und die Feſtlichkeiten, womit die Edeln des Landes ſowohl, als alle andere Landesbewohner, ſie freudenvoll empfiengen, verminderte den Schmerz, welcher an Idas Herzen nagte. Doch ein neuer Schmerz geſellte ſich zu dem ältern, als Ida in Ditmarſen anlangte.

Das unglückliche Land trug noch die Spuren der Verheetungen und Unmenſchlichkeiten, welche die Folge eines Einfalls geweſen waren, den der wendiſche Fürſt Gottſchalk vor ſieben Jahren in daſſelbe gethan hatte. Die Dörfer waren zerſtört und in den hin und wieder neuerbauten Hütten wohnten Menſchen, auf deren Geſichtern ſich Kummer und Elend mahlte. Nur wenigen von ihnen hatte die Raubſucht der Wenden ſo viel übrig gelaſſen,

daß

daß ſie ſich nothdürftig bekleiden konnten. Ein großer Theil irrte, in Lumpen gehüllt, halb nackt und flehte die weniger unglücklichen Nachbarn um Brod. Auf den öden Aeckern wuchſen Unkraut und Diſteln, die um ſo geiler hervor ſchoſſen, da ſie auf Aeckern ſtanden, welche Menſchenblut gedüngt hatte; und hier und da lagen noch die Gebeine der Erſchlagenen, welche die wenigen Uebriggebliebenen nicht alle hatten begraben können, oder das Wild wieder herausgewühlt hatte.

Zunächſt der Feſte Bokeldeburg, die den Stürmen der Wenden widerſtanden hatte, war der Anblick des Landes und ſeiner Bewohner minder grauſend. Zwar lag auch hier noch mancher Acker wüſte, doch bedeckte wenigſtens die mehreſten fruchtverſprechende Saat. Auch waren die Bewohner beſſer gekleidet, als in dem übrigen Theile des unglücklichen Landes, denn einige von ihnen hatten ſich mit ihrer Habe vor der Wenden Wuth und Raubſucht

in die Feſte geflüchtet, und theilten nachher von dem Geretteten den ärmern Brüdern mit.

Froh bewillkommten Alle ihren wiederkehrenden Gebieter und ſeine reizende Gattin, von der das Gerücht ihnen ſchon ſo viel Gutes verkündigt hatte. Die Edeln des Landes waren ihnen entgegen gezogen und Ritter Siegfried von Reventlau redete ſie im Namen ſeiner Begleiter an. Seine Rede beſtand aus einem Gemiſche von guten Wünſchen, für die Ankommenden, und von Seufzern, über das Elend, unter deſſen Laſt das Land jammerte.

„Gewöhnt an den Anblick froher und glücklicher Menſchen und reizender Gefilde“ — endigte er ſeine Rede — „wird Euch, gnädige Frau, der Aufenthalt in einem Lande, wo Ihr von allem ſo ganz das Gegentheil findet, freilich nicht angenehm ſeyn können, aber nehmt wenigſtens von mir, im Namen aller Ditmarſen, die feierlichſte Verſicherung, daß kein Volk auf der Erde, Euch und Eurem Hauſe treuer ſeyn und Euch mehr ſchätzen und verehren

ehren könnte, als dies, durch der Wenden Grauſamkeiten, unglücklich gewordene Volk.“

„Und das erſte Wort“ — antwortete Ida — „das Eure Landesmutter an Euch edle Männer zu allen Ditmarſen ſpricht, ſey die Verſicherung: daß es ihr einziges Beſtreben ſeyn wird, Euch die Grauſamkeiten jener Unmenſchen, ſo viel ihr möglich iſt, vergeſſen zu machen.“

Die Edeln dankten und Graf Luitbold führte ſeine Gattin auf ſeine Burg. Zu rauſchender Freude, Tanz und Spiel waren Luitbold und Ida nicht geſtimmt, weil ihre Herzen über den Verluſt ihres erhabenen Verwandten noch voll Traurens waren, doch hielten ſie es für Pflicht, ihre Trauer vor denen, die um ſie waren und die freilich mehr zur Freude, als zur Trauer Aufforderung hatten, zu verbergen und mit den Fröhlichen ſich zu freuen. Sie bewirtheten ſie mit einem köſtlichen Mahle, die Becher, mit freudeſchaffendem Traubenſafte gefüllt, giengen fleißig herum und bald

kamen Luitbolds und Idas Gefühle mit der allgemeinen Freude in Einklang.

Mitternacht war ſchon vorüber, als die ditmarſiſchen Edeln das Schloß ihres Lehnsherrn verließen und nun geleitete Graf Luitbold die geliebte Gattin in ihr Schlafgemach.

„Willkommen, Theureſte“ — rief er aus, indem er ſie feurig an ſeine Bruſt drückte — dreimal willkommen in meinem Eigenthume, hier in dem Gemache, wo ich als froher Knabe um meine Mutter ſpielte; aber noch erlebte ich auf meiner Burg keinen ſo fröhlichen Tag, als der heutige war. O daß des Schickſals Wille viel ſolcher ſchönen Tage uns beſtimmt hätte!“ —

„Euer treues Weib ſchmeichelt ſich dieſer reizenden Hofnung“ — antwortete Ida — „doch laßt uns den heutigen Tag noch fröhlicher machen, als er ohnehin ſchon war. Laßt uns einen Vorſatz faſſen, durch deſſen Ausführung wir uns viele frohe Tage verſchaffen können.“

„O meine

„O meine Ida eile“ — rief Luitbold haſtig — „mir das Mittel kund zu machen, durch welches dies geſchehen könnte.“

„Wir wollen die Summe“ — antwortete Ida — „die durch Gunſt des Kaiſers und meiner Großmutter mein wurde und die nun großentheils Euer iſt, dazu anwenden, daß wir dadurch Euren unglücklich gewordenen Unterthanen wieder aufhelfen und zugleich aus andern Ländern Menſchen herbey rufen, ſich in dem entvölkerten Lande nieder zu laſſen und ſeine verödeten Aecker wieder urbar zu machen.“

„Geſegnet ſey Dein Einfall, geliebtes Weib“ — rief Luitbold voll Feuer aus — „Ja wir wollen Glückliche machen, oder Unglücklichen wenigſtens ihre Bürde erleichtern; und Gott wird uns ſegnen und unſer eignes Glück neuen Zuwachs erhalten.“

Dieſes Vorſatzes voll entſchlummerte das edle Paar in zärtlicher Umarmung, mit dem Vorgefühle der Freuden, deren Quelle ſie ſich ſelbſt öffnen wollten.

Zehntes Kapitel.

Sonnenſchein und Regenwolken.

Ein halbes Jahr verſchwand unſerm jungen Paare in ungeſtörter Freude. Glücklich durch gegenſeitige Liebe, durch die Hofnung, nach wenig Wochen ein Pfand derſelben zu küßen; und durch die Liebe ihrer Unterthanen — was konnte ihnen da noch zu wünſchen übrig bleiben? Dem Vorſatz getreu den Luitbold und Ida die erſte Nacht, welche ſie in Bokeldeburg zubrachten, ſich gemacht hatten, ſpendeten ſie reiche Gaben unter die edeln und unedeln Bewohner des Landes aus. Jedem, der ihrer bedurfte, war ihre Hülfe gewiß.

Ritter Siegfried von Reventlau und Friedrich von Walſtorp waren die angeſehenſten und reichſten Edeln im Lande, doch waren ſie freylich vor dem Einfalle der räuberiſchen Wenden noch reicher geweſen. Beſonders hatte der Ritter von Reventlau damals viel verloren,

da hingegen Walſtorp ſich mit allen ſeinen Schätzen nach Bokeldeburg hatte flüchten können. Auch ſahe man es ſeinen Beſitzungen nicht mehr an, daß ſie durch die Wenden verheert worden waren, denn ſein Schwäher, ein reicher Ritter in Schwaben, deſſen Namen uns aber die Geſchichte nicht aufbehalten hat, ſendete ihm, ſobald das Gerücht von den Verheerungen der Wenden nach Schwaben gedrungen war, nicht nur eine beträchtliche Summe Geldes, ſondern auch eine Anzahl leibeigner Knechte und Mägde und eine große Heerde Vieh von allen Arten, ſo daß Ritter Walſtorp an nichts Mangel litt, ſondern im Ueberfluße lebte.

Luitbold hatte ſeine Gemahlin zur Ausſpenderin der Geſchenke gemacht, durch welche ſie beyde das Elend von ihren Unterthanen entfernen wollten. Viele Ueberredung hatte es ihm gekoſtet, ehe er ſie dazu vermochte, denn Ida, welche nicht aus Eitelkeit wohlthätig war, wollte nicht, daß der Dank für

ihre

ihre Spenden ihr, ſondern ihrem Gemahl würde. Luitbolds Bitten ſiegten endlich und Ida ſuchte nun dadurch den Dank von ſich abzulehnen, daß ſie ihren Gemahl als den Geber nannte. Doch etwas mehr von ihrer Handlungsweiſe.

Einige Tage nach ſeinem Einzuge in Bokeldeburg hatte der Graf von Ditmarſen alle ſeine Edeln zu ſich entbieten laſſen, um zuerſt ihnen von ſeinem Ueberfluſſe zu geben. Als man ſich zur Tafel ſetzte, wunderten ſich die Geladenen, in dem Zimmer weder Knappen noch Dienſtleute und auf der Tafel noch keine Gerichte zu ſehen, ſtatt deſſen aber auf jedem Platz ein Röllchen zu bemerken. Sobald man ſich geſetzt hatte, ſprach Ida zu den Verſammelten:

„Mein Gemahl bittet die Edeln ſeines Landes, die vor ihnen liegende Kleinigkeit zu einem geringen Erſatze des Verluſtes anzunehmen, den ſie durch die Wenden litten.“

Stumm

Stumm und erſtaunt blieben alle eine Zeit lang; gerührt nahmen einige das angebetene Geſchenk, indeß andre noch unſchlüßig waren, ob ſie es nehmen ſollten oder nicht. Reventlau war der erſte, welcher wieder ſprechen konnte.

„Verzeiht, gnädige Frau“ — wendete er ſich zu der Gräſin — „daß ich mich der Annahme Eurer Milde weigere. Ich bin nicht mehr ſo reich als ich ſonſt war, aber doch ſegnet Gott das Wenige, welches mir übrig geblieben iſt, ſo daß ich an keiner Nothdurft Mangel leide. Wendet Eure Milde gegen Andre, die ihrer mehr bedürftig ſind und glaubt, daß in meinem Herzen ſo feuriger Dank glüht, als wenn ich das, was Ihr mir beſtimmtet, wirklich empfangen hätte.“

Einize andre folgten Reventlaus Beyſpiel; aber Ida, unzufrieden mit ihrer Weigerung, beſtürmte ſie ſo lange, bis ſie das Dargebotene annahmen.

„Schlagt

„Schlagt mir die erſte Bitte nicht ab“ — ſprach ſie zu ihnen — „welche ich an Euch, feſte Ritter, thue. Wollt Ihr nicht für Euch ſelbſt nehmen, ſo werdet meine Ausſpender, und theilt es den Armen unter den Euri-gen mit.“

Entfernt von der Tafel hatte ſich Graf Luitbold während dieſer Zeit mit Friedrichen von Walſtorp unterhalten. Dem Ritter, der noch mehr Geiz als Reichthum beſaß, wurde die Zeit lang, ſobald er von einem Erſatz des erlittenen Verluſtes hörte. Neugierig, zu erforſchen, wie viel ihm ohngefähr als Erſatz werden würde, hatte Graf Luitbold Mühe ihn ſo lange zurück zu halten, als es ſeine Abſicht war. Dann erſt, als die Dankenden ſich von ſeiner Gemahlin zu ihm wenden wollten, führte er den Ritter zur Tafel. Walſtorp blickte gierig nach ſeinem Platz hin, er ſah ihn leer und in dieſem Augenblick die Gräfin ſich ihm nähern.

„Ich würde Euch, Herr Ritter“ — redete ſie ihn an — „Euch, den einzigen wohlhabenden Mann im Lande zu beleidigen fürchten, wenn ich Euch zu dem Andenken an den heutigen Tag, etwas anders anböte als dieß.“

Nach dieſen Worten hieng ſie ihm eine ſilberne vergoldete Kette mit einem Goldſtück, auf welchem Kaiſer Konrads und ſeiner Gemahlin Bruſtbild zu ſehen war, um den Hals. Sie die bey aller Klugheit, aus Mangel an Erfahrung, noch wenig Menſchenkenntniß beſaß, beurtheilte den Ritter nach ſich; aber die Falten, welche ſich jetzt auf ſeiner Stirn zuſammen zogen und die er, bey allem Zwange, nicht ganz verbergen konnte, bewieſen ihr bald, daß ſie ſich getäuſcht hatte; und Verdruß über die Unerſättlichkeit des habſüchtigen Reichen, verminderte der feinempfinden den Ida die Freude des heutigen Tages um vieles.

Sobald ſie ſich mit ihrem Gemahl allein befand, beklagte ſie ſich über ihn, daß er ihr von der Geſinnung des Ritters Walſtorp

nicht einige Kunde gegeben hatte. „Wir werden ihn uns“ — ſetzte ſie hinzu — „zum Feinde gemacht haben, da wir ihn uns hingegen durch einige Goldſtücke vielleicht zum Freunde würden erkauft haben.

„Der erſte Vorwurf, welchen mir meine Ida macht“ — antwortete Graf Luitbold — „iſt ungerecht. Ich kannte den niedrigen Walſtorp nicht ſo genau, als ich ihn nun kenne, doch wenn ich ihn auch gekannt hätte, ſo würde dieß mein Verfahren nur dahin abgeändert haben, daß ich ihn von der Verſammlung der wackern Männer, die uns heut einen glücklichen Tag machten, ausgeſchloßen hätte. Er, dieſer Geizige, verdient kein Ehrenzeichen, ſondern die tiefſte Verachtung von uns, denn von all ſeinem Reichthum theilt er den Dürftigen nicht einen Scherf mit, ſondern ſucht ihn durch ihren blutigen Schweiß noch zu vermehren.“

Aufgeweckt durch die Milde ihrer Gebieter, kehrte Frohſinn bald wieder in die Her-

zen

zen der Ditmarſen zurück, die er Jahre lang geflohen hatte. Der Mangel wich auch aus der Hütte des Dürftigſten; die verheerten Dörfer ſtiegen wieder aus ihrem Schutt hervor; Heerden weideten auf den blumigen Wieſen, und Pflüge ackerten die Felder, um ſie ſtatt des Unkrauts mit Getraide zu beſäen. Auch wurden der Menſchen bald mehr im Lande, denn Kaiſer Heinrich der Dritte ſendete ſeiner Nichte mehrere Männer, Weiber und Kinder aus Baiern und Schwaben zu, um das öde Ditmarſen volkreich zu machen, ſo wie der Ruf, von der Milde Luitbolds und ſeiner Gemahlin aus den benachbarten Ländern Menſchen dahin zog.

Auch den beſten Menſchen glänzt der Freude Sonnenſchein ſelten lange ununterbrochen. Ida gehörte gewiß unter die Zahl der beſten Menſchen und doch wurde ſie im Genuß der Freude geſtört.

Nicht fern von der Feſte Bokeldeburg lag ein Wald, nach welchem Graf Luitbold oft

ritt, öfter noch dahin gieng. Ida war von der Neugierde, dieſem Stammfehler ihres Geſchlechts nicht ganz frey; ſie wünſchte die Urſache zu wiſſen, warum ihr Gemahl ſo oft in den Wald gieng, weil Jagd dieſe Urſache nicht ſeyn konnte, denn nur ſelten gieng er mit Gewehr dahin und gewöhnlich verweilte er ſich nicht lange.

„Warum“ — ſprach ſie einſt lächelnd zu ihm — „warum nimmt mein Gemahl mich nicht mit an einen Ort, der für ihn ſo viel Anziehendes haben muß, weil er ihn öfter als alle andre beſucht?“

„Für mich hat er Anziehendes“ — antwortete Luitbold — „aber auch nur für mich allein, für Dich, beſte Ida, würde er nichts haben.“

„Kannſt Du glauben“ — entgegnete Ida — „daß irgend etwas, das Dir werth iſt, mir es minder ſeyn würde?“

„Fern iſt dieſer Gedanke von mir“ — erwiederte Luitbold — „aber Dir, geliebtes Weib,

Weib, könnte dieſer Ort nicht werth ſeyn, denn mir ſelbſt wäre er es nicht, wenn nicht ein Gelübde, mich an ihn feſſelte.“

„Und dieß Gelübde“ — fragte Ida.

„Iſt das einzige Geheimniß, welches ich vor meiner Gattin habe“ — gab Luitbold zur Antwort — „denn ein unbedingter feyerlicher Schwur verbindet mich auch gegen ſie zur Verſchwiegenheit.“

Die Neugierde der Gräfin von Ditmarſen war nicht ſo brennend, als ſie bey mancher ihrer Schweſtern iſt, ſie begnügte ſich daher mit der Antwort ihres Gemahls, ohne weiter in ihn zu dringen. Bisweilen wachte ſie zwar wohl wieder ein wenig auf, doch gieng ſie nie ſo weit, daß Ida das Geheimniß ihres Gemahls zu erforſchen getrachtet hätte. Sie bat ihn nur, daß ſie ihn einmal begleiten dürfte; eine Bitte die ihr aber Luitbold abſchlug, weil für ſie, der Entbindung nahe, dieſer Weg in der Kälte des eingetretenen Winters nicht rathſam wäre.

Dieſe Urſache war zu triftig, als daß Ida ihre Bitte hätte wiederholen ſollen, aber den Wunſch: zu wiſſen, was ihren Gemahl ſo oft in den Wald führte, wiederholte ſie oft im Geheim.

Die kluge, durch die weiſe Giſela ſo ſorgfältig gebildete Ida gab hier einen Beweiß, daß ſie ſo wenig von Schwachheit frey war, als andre Menſchenkinder. Sie kannte die Heiligkeit der Gelübde und doch war ſie zuweilen unwillig, daß Luitbold ihr ein Geheimniß, deſſen Verſchweigung er gelobt hatte, nicht mittheilte und gieng ſogar ſo weit, daß ſie dieſe Zurückhaltung für eine Folge verminderter Liebe gegen ſie anſahe. Luitbold widerlegte dieſen Argwohn durch ſein Betragen vollkommen, aber doch wich er nicht aus dem Herzen ſeiner Gattin. Er ſtörte ihre Ruhe und machte ihr wenigſtens im Verborgenen manch trübes Stündlein, wenn ſie ſchon in Gegenwart ihres Gatten heiter war. Zwar hatte die Gräfin von Ditmarſen der heitern

Stunden immer noch mehr als der trüben, aber doch wurde ihre Zufriedenheit gar ſehr vermindert, denn ein einziges trübes Stündlein vergällt ja oft den Genuß von vielen frohen.

Indeſſen rückte die Zeit ihrer Niederkunft heran und Frau Ida genas eines Söhnleins, das ſobald ſie es auf ihre mütterlichen Armen nahm, ihr gar hold und freundlich entgegen lächelte. Die Freude über den holden Säugling verſcheuchte den Gram, welchen die Gräſin unnöthig an ihrem Herzen zehren ließ. Auch war Graf Luitbold jetzt noch zärtlicher, als vorher, obgleich ſeine Zärtlichkeit, ehe er Vater wurde, keiner Vermehrung fähig geſchienen hatte. Seine Gattin machte ſich daher Vorwürfe, daß der Gedanke an eine Verminderung derſelben, in ihr hatte aufſteigen können und begann zu erwägen, daß ein Mann der zärtlichſte Gatte ſeyn und dennoch vor dem geliebten Weibe ein Geheimniß haben könnte.

Eilftes Kapitel.

Luitbold macht ſich verdächtig.

Ebert, ſo hatte Graf Luitbold ſeinen Sohn genannt, war ſieben Wochen alt, als den Ditmarſiſchen Fluren der erſte Frühlingstag glänzte. Mit ihm erwachte Idas Neugierde wieder. Sie bat ihren Gemahl, ſie mit ſich in den Wald zu nehmen und Luitbold, der ihr ihre Bitte jetzt nicht unter dem vorigen Vorwande abſchlagen konnte, ſah ſich genöthigt, ſie zu erfüllen, ob er es gleich ungern that. Morgen verſprach er ihre Neugierde zu befriedigen.

Des andern Tages, gleich nach dem Mittagsmahle, trat Ida an dem Arme ihres Gemahls die längſt gewünſchte Wanderung an. Beynahe eine Stunde waren ſie ſchon gegangen, im Walde, wohin die Sonne noch nicht hatte dringen können, war es kühl, hier und da lag noch Schnee, wo er hinweggeſchmol-

zen war, wurde der Weg durch Steine und hervorragende Wurzeln unbequem gemacht und Luitbold hoffte immer, daß ſich ſeine Gemahlin über die Unbequemlichkeit deſſelben beklagen ſollte. Sie fühlte ſie zwar, aber ſie beklagte ſich nicht, aus Furcht, daß ihr Gemahl ſie durch Spötteln, über den Lohn ihrer Neugierde beſtrafen möchte. Schon einige mal hatte er ſie vergebens gefragt, ob ſie nicht wieder umkehren wollte, als ſie nicht fern von ſich eine Knabenſtimme um Hülfe rufen hörten. Unſere Luſtwandler erſchracken und Ida fühlte, daß ihr Gemahl zitterte. Ohne ſich erſt ihren Entſchluß mitzutheilen, eilten beyde mit gleichem Schritte nach dem Orte hin, woher der Schall tönte. Kaum hatten Sie einige Schritte gethan, ſo kam ein ſechsjähriger Knabe auf ſie zugeſprungen, der den Grafen bey der Hand faßte.

„Kommt Vater“ — rief er aus — „helft meiner Mutter! Sie iſt gefallen und hat ein Loch, ſo groß, im Kopfe. Großva-

ter wollte ſie auf ihr Bette tragen, aber er konnte nicht und ſagte mir, ich ſollte nach Hülfe ſchreyen, vielleicht wäre Jemand im Walde."

Erſchrocken ließ Luitbold den Arm ſeiner Gattin ſinken, den er bisher in dem ſeinigen gehalten hatte. Er ſchien ihrer zu vergeſſen, nahm den Knaben auf den Arm und eilte mit ihm fort. Erſtaunt ſtand Ida einen Augenblick ſtill und fragte dann den Leibknappen ihres Gemahls, welcher ihm in den Wald gefolgt war, ob er nicht wüßte, wohin ſein Herr geeilt wäre? „Geleite mich auch dahin" — ſetzte ſie hinzu — und der Knappe zeigte der Gräfin den Weg. Bald kam ſie an ein Häuschen, der Knappe öffnete die Thür zu einem Gemache, wo Ida ihren Gemahl beſchäftigt fand, die Mutter des Knaben, ein junges reizendes Weib, wieder in das Leben zurück zu rufen.

„Gut daß Du kömmſt" — ſprach Luitbold zu dem eingetretenen Knappen — „hilf

mir

mir dieſe Wunde verbinden, deren Blut ich allein nicht ſtillen kann."

Der Knappe kam dem Befehle ſeines Gebieters ſogleich nach und auch Ida reichte der Unglücklichen hülfliche Hand, obgleich angreifende Gefühle, welche in ihr tobten, ſie ſelbſt einer Ohnmacht nahe brachten. Endlich ſchlug die Ohnmächtige ihre Augen wieder auf; ſie ſtarrte alle Umſtehende an und ſprach endlich verwundert zu dem Grafen:

„Ihr hier, Herr Graf?"

„Ja" — antwortete Luitbold — „Dank ſey dem Zufalle, denn ohne meine und der Meinigen Hülfe wäret Ihr, theuerſte Freundin, wahrſcheinlich verloren geweſen, da Euer Vater zu kraftlos war, um Euch zu helfen."

„Ich danke Euch" — erwiederte die Gerettete und ſetzte dann nach kurzem Stillſchweigen hinzu — „doch kann ich Euch wohl danken, daß Ihr mich in ein Leben zurück rieft, wo Kummer an meinem Herzen zehrt und Thränen meine Biſſen verſalzen?"

Stumm waren Alle einige Augenblicke, da ſprach Luitbold zu ſeiner Gemahlin: „laß uns aufbrechen, liebe Ida, damit die Kälte des Abends Dir nicht ſchadet. Du Bernd“ — fuhr er gegen den Knappen fort — „bleibe hier, die Wunde zu verbinden.“

Ohne die Antwort ſeiner Gemahlin abzuwarten, ſagte er den Bewohnern des Hauſes Lebewohl und öffnete die Thür, indeß Ida ihm folgte. Mehrere Schritte waren ſchon beyde von dem Hauſe entfernt und noch hatte keins ein Wort geſprochen. Die Frage: „wer iſt dieſer Knabe?“ hatte ſchon oft auf Idas Lippen geſchwebt, jetzt entſchlüpfte ſie ihr.

„Der Sohn eines Unglücklichen“ — antwortete Luitbold — „dem ich gelobte ſein Vater zu ſeyn. Dies Gelübde iſt es, was mich ſo oft an dieſen Ort führt, den Du, liebe Neugierige nun geſehen haſt.“

Der Graf legte auf das Wort Neugierige einen Nachdruck, der es für ſeine Gemahlin zu einem Verweiſe machte. Sie fühlte ihn,

ſeufzte

ſeufzte und fuhr dann fort: „vielleicht wäre es beſſer, wenn ich ihn nicht geſehen hätte.“

„Wenigſtens dann, wenn meine Ida des Argwohns fähig wäre, daß Ihr Gemahl vielleicht eigne Schande unter dem Deckmantel eines Geheimniſſes verberge“ — erwiederte Graf Luitbold.

„Nein dieſer Gedanke iſt fern von mir“ — verſicherte Ida mit einer feurigen Umarmung — „Aber warum nehmt Ihr dieſen Knaben nicht zu Euch auf Eure Burg, da er einmal Eurer väterlichen Obhut empfohlen iſt?“

„Aus mancherley Urſachen“ — entgegnete Graf Luitbold — „die ich aber meiner Ida nicht entdecken kann, weil ſie mit der Geſchichte des kleinen Buthue zu genau verwebt ſind. Jetzt eine Bitte, geliebtes Weib. Suche nicht zu erforſchen, was ich Dir nicht entdecken darf, und — würde ich hinzuſetzen, wenn ich dieſe Bitte bey Dir nicht unnöthig glaubte — gieb ungerechtem Ver-

dacht

dacht, der vielleicht in Dir aufſteigen könnte, nicht Raum.“

„Kann ich Dich des Gegentheils noch feuriger verſichern, als ich ſchon that?“ — fragte Ida mit ſchmelzendem liebevollem Blicke.

„Nein“ — antwortete Luitbold — „doch laß uns abbrechen und nimm zuletzt noch die Verſicherung von mir, daß ich Dir in kurzer Zeit werde enthüllen können, was ich jetzt in meinen Buſen verſchließen muß.“

Luitbold gieng ſeit dieſem Tage ſeltner in den Wald, weil er durch öftere Beſuche bey der ſchönen Unbekannten ſeiner Gattin keine mögliche Veranlaſſung zur Eiferſucht geben wollte; und Ida äußerte nicht nur dieſe nicht, ſondern auch keinen Schein des geahndeten Argwohns, der ſich auch nicht einmal in ihrem Innern regte. Sie fragte einſt ihren Gemahl: „ob ſie mit der reizenden Waldbewohnerin keine Bekanntſchaft machen dürfte? Nicht Neugierde“ — fuhr ſie fort — „iſt es, warum ich ihre Bekanntſchaft wünſchte, ſondern der

Wunſch:

Wünſch: zur Aufheiterung dieſer Unglückli-
chen etwas beyzutragen, veranlaßt mich zu der Bitte, daß mein Gemahl mir den Verſuch erlauben möchte, ob ſie meine ihr angebotene Freundſchaft annehmen würde."

Luitbold ſchlug ſeiner Gemahlin dieſe Bitte ab, indem er ihr verſicherte, daß die Waldbewohnerin nur in ungeſtörter Einſamkeit Beruhigung fände; und freuete ſich innig, daß Ida noch immer von allem Argwohn frey blieb.

Ruhig und in ungeſtörtem Genuß gegenſeitiger Liebe waren unſerm Paare einige Wochen verfloſſen, als Graf Luitbold ſeiner Gemahlin kund machte, daß er auf etliche Tage zu ſeinem Vetter, dem Grafen Udo von Stade reiſen wollte, um mit ihm einige Mißhelligkeiten auszugleichen, zu welchen der Aufſeher über ſeine ſtadiſchen Güter Veranlaſſung gegeben hätte. Die Unfreundlichkeit der Witterung und die Urſache der Reiſe ihres Gemahls hielten Ida ab, ihn zu begleiten. Schon den

Tag

Tag nachher, da er ſie von ſeinem Vorhaben benachrichtigt hatte ſchied er von ihr, mit dem Verſprechen: bald wieder in ihre Arme zurückzukehren.

Während der Abweſenheit ihres Gemahls beſchäftigte ſich die Gräfin von Ditmarſen mit ſeinem Andenken und mit ihrem geliebten Ekbert ſo einzig, daß ſchon zwei Tage vergangen waren, ehe ſie an die ſchöne Waldbewohnerin und ihren Knaben dachte. Jetzt verband ſich mit dieſem Gedanken zugleich der, die Unbekannte zu beſuchen.

Wir wollen nicht entſcheiden ob nicht neu erwachte Neugierde ihn erzeugte, doch wiſſen wir ſo viel, daß Ida ſich ſelbſt zu überreden ſuchte, nur durch Begierde, die Leiden der Unbekannten zu lindern, zu ihr hingezogen zu werden. Freilich hatte ihr Gemahl ſie verſichert, daß dieſe Unbekannte ſich in ungeſtörter Einſamkeit am wenigſten unglücklich fühlte, aber dennoch dachte Ida, daß Luitbold ſich vielleicht geirrt haben könnte und daß die lei-

 dende

dende Unbekannte nicht die einzige Unglückliche ſeyn würde, auf welche Theilnahme und Troſt keinen wohlthätigen Eindruck machte. Genug der Gedanke, zu ihr zu gehen, wurde bald zum Vorſatze, welchen die Gräfin von Ditmarſen ſchon des andern Tages, nachdem er in ihr entſtanden war, ausführte.

Begleitet von Luitgard, einer ihrer Frauen, auf deren Treue und Verſchwiegenheit ſie ſich verlies, machte ſich die Gräfin von Ditmarſen auf den Weg. Bisweilen machte ihr wohl ihr Herz den Vorwurf, daß ſie etwas wider den Willen ihres Gemahls thäte, doch wurde dieſer Vorwurf durch die Einwendung: es geſchiehet aus einer guten Abſicht, kraftlos gemacht. Des Weges, der ſich in mancherley Krümmungen im Walde fort ſchlängelte, unkundig, ſuchte ſie das Häuschen lange vergebens, endlich entdeckte ſie es und drängte ſich nun durch das widerſtrebende Gebüſch, ohne von den Beſchwerlichkeiten dieſes Weges ſich zurück halten zu laſſen. Sobald ſie es erreicht

 hatte,

hatte, klopfte Luitgard an die Thür, worauf ein altes Weib ein Fenſter öffnete und nach dem Begehren der Klopfenden fragte.

„Wir haben uns verirrt“ — berichtete ſie Luitgard — „und bitten Euch, uns in Eurem Hauſe ein wenig Raſt zu vergönnen und dann, wenn ihr ihn wißt, den Weg nach Bokeldeburg zu zeigen.“ —

„Das erſte ſteht Euch frei, das andre aber kann ich nicht, weil ich hier fremd und zu ſchwach bin, um auf einmal mehr als einige Schritte zu gehen“ — ſprach die Alte, indem ſie die Gräfin von Ditmarſen mit ihrer Kammerfrau einlies.

Vergebens ſpähten die Blicke der Gräfin nach der leidenden Unbekannten und den beiden andern Perſonen umher, die ſie vor einiger Zeit in dieſem Gemache geſehen hatte, ſie konnte weder dieſe noch nur das geringſte entdecken, woraus ſie auf ihre Gegenwart hätte ſchließen können. Im Gegentheile bemerkte ſie, daß im Gemache jezt alles ſo ganz anders war, als

da

da ſie es zuerſt geſehen hatte. Damals hatte ſie einen Nehrahm mit künſtlicher Stickerey, an der Wand ein großes fürchterliches Schwerd und neben ihm kleine Waffen verſchiedener Art, die vermuthlich dem kleinen Buthue zum Spielen dienten, bemerkt, jezt war von alle dieſem nichts zu ſehen.

„Wohnt Ihr allein in dieſem Hauſe — gute Mutter“ — fragte die erſtaunte Gräfin ihre Wirthin.

„Ganz allein“ — erhielt ſie zur Antwort — „ſeit mich vor drey Tagen drey liebe Gäſte verlaſſen haben. Die Trennung von ihnen wird meine grauen Haare frühzeitiger in die Gruft bringen. Sonſt ſtand ein junges Weib, das meiner Schwachheit pflegte und von mir gleich einer Tochter geliebt wurde, meinem Hausweſen vor und ein holder Knabe ſpielte um mich herum; jezt muß ich mir wieder ſelbſt mein Brod backen, meine Kuh melken und meine Hühner füttern; und ſtatt meines lieben Buthue ſpielt nur ein Böcklein um mich her.“

Das Andenken an ihre Lieben preßte der Alten Thränen hervor. Ida beklagte ſie und fragte dann: „aber warum verließen ſie Euch?“

„Weil vor einiger Zeit, in meiner Abweſenheit“ — entgegnete die Alte — „als ich mich aufgemacht hatte, meine noch ältere Schweſter zu beſuchen, bey meinen Zurückgelaſſenen eine fremde edle Frau geweſen war, von welcher ſie befürchteten, daß ſie vielleicht wieder zu ihnen kommen würde.“

Bisher hatte die Gräfin noch immer geglaubt, daß ſie vielleicht fehl gegangen und ſtatt des geſuchten Hauſes in ein anderes gekommen wäre; nun aber verſchwand dieſer Glaube, weil ſie durch die Reden ihrer Wirthin überzeugt wurde, daß zwar das Haus, in welchem ſie ſich befand, das rechte, von den Bewohnern aber, welche ſie einſt darinnen ſahe, leer wäre. In dem Herzen der Gräfin entſtand ein Verdacht, den ſie durch die Frage an ihre Wirthin, ob jene drey ihr

ſo theuern Perſonen allein hinweg gezogen wä-
ren, oder Begleitung gehabt hätten, deutlich genug äußerte.

„Als meine Hodika von mir ſchied“ — erwiederte die Alte — „ſagte ſie mir, daß eine Sänfte und zwey ſichere Begleiter ihrer warteten. Wer dieſe waren weis ich nicht, der eine aber vermuthlich ein edler Herr aus der Nachbarſchaft, der meine Hodika öfters beſucht hatte. Aber ich plaudere ſo viel und habe doch meiner Hodika verſprechen müſſen, Allen, die nach ihr forſchten, weiter nichts zu ſagen, als daß ſie nicht mehr bey mir wäre. Vergieb mir, liebe Hodika, daß mein ſchwaches Gedächtniß dieſes Verſprechen nicht treuer behielt. Im Drange meines Herzens plauderte ich fort, ohne ſeiner zu gedenken.“

„Seyd ohne Sorgen“ — tröſtete ſie die Gräfin — „kein Menſch ſoll ein Wort von dem erfahren, was Ihr uns geſagt habt.“

Sie weilte noch ein wenig bey der freundlichen Alten und begab ſich dann wieder nach

ihrem Schloſſe zurück, wo ſie bemühtwar, die mancherley Gedanken und Ideen, wozu ſie die Reden der Alten veranlaßt hatten, in Ordnung zu bringen und wir hoffen, daß keiner unſerer billigen Leſer die Gräfin tadeln wird, daß während dieſes Geſchäftes Eiferſucht und Zweifel an der Wahrheit deſſen, was ihr Gemahl ſie verſichert hatte, in ihr entſtanden.

Entzündet ſich einmal ein Funken der Eiferſucht, ſo flammt er bald zu loderndem Feuer empor, welchem Dinge, die man vorher auf einer ganz andern Seite betrachtete, Nahrung geben. Bisher hatte Ida den Umſtand, daß ſich ihr Gemahl im Walde von ihr los riß, um der Mutter des ihn auffordernden Kindes zu Hülſe zu eilen, blos für eine Folge des thätigſten Mitleids gehalten, nun aber, da Eiferſucht in ihrem Buſen brannte, glaubte ſie, daß Luitbold ſie nicht verlaſſen haben und zu der Unbekannten geflogen ſeyn würde, wenn dieſe ſeinem Herzen nicht ſo theuer, vielleicht noch

theurer

theurer wäre, als ſie. Daß dieſe Unbekannte bloß ſeine Freundin geweſen ſeyn ſollte, ſchien ihr jezt ſo wenig mehr wahrſcheinlich, als daß ihr kleiner Sohn ihn nur deswegen Vater genannt hätte, weil er ſich ſeiner väterlich annahm. Sie begann dieſen für ſeinen wirklichen Sohn, die ſchöne Hodika für ſeine Geliebte zu halten; und es bedarf wohl keiner Erwähnung, wie ſehr dieſe Gedanken ihr Inneres erſchütterten.

Würde Luitbold wohl dieſe Hodika vor mir ſo verborgen gehalten, mir den Umgang mit ihr unterſagt und mir ſogar, weil er befürchtete, daß ich vielleicht wider ſeinen Willen dieſen Umgang einleiten möchte, ganz von hier entfernt haben, wenn er nicht mit ihr in einem Verhältniſſe ſtände, welches den Pflichten widerſpricht, die er ſeiner Gattin ſchuldig iſt? — fragte Ida ſich ſelbſt und wußte überhaupt ſich mancherley zu fragen, wodurch ihr Argwohn vermehrt und ihr, dem ungetreuen Luitbold noch ſo ganz ergebenes Herz, na-

menloſem Schmerze Preis gegeben wurde. Ihr froher Muth ſchwand dahin, Thränen quollen jezt aus den Augen, die kurz vorher nur Freude lächelten und Gram zehrte um ſo mehr an ihrem Herzen, da ſie niemand hatte, welchem ſie ihn mittheilen konnte.

Dedo, der ſonſt unzertrennlich von Luitbolden war, hatte ihn dißmal nicht auf ſeiner Reiſe begleitet. Nach Idas Vermuthung aus keiner andern Urſache, als weil Luitbold auch vor ihm verborgen hielt, wodurch er ſeiner Gemahlin ſo vielen Schmerz verurſachte. Dieſer war zu heftig, als daß er dem Ritter Dedo hätte können verborgen bleiben. Freundſchaftlich und voll der Hofnung, ihn vielleicht lindern zu können; erkundigte er ſich nach der Urſache deſſelben, aber Ida ſchwieg und alle Bitten des Ritters konnten ſie nicht zur Mittheilung bewegen.

„Forſcht nicht, Herr Ritter“ — ſprach ſie endlich — „was meinen gerechten Schmerz erzeugt. Die Entdeckung der Urſache deſſelben

ben iſt ſo wenig aus meinem Herzen zu reißen, als dieſe Urſache ſelbſt.“

Vergebens wiederholte er ſeine Bitten, Ida blieb ſtumm und Dedo konnte nichts, als ſie bedauren.

Er wußte, daß ſie mit ihrer Kammerfrau ausgegangen geweſen war, doch wußte er ſo wenig als irgend Jemand im Schloſſe, wohin; weil Ida abſichtlich einen andern Weg genommen hatte, als den, welcher von Bokeldeburg gerade nach dem Walde führte. Da es dem Ritter einleuchtete, daß die Gräfin auf ihrem Ausgange Urſache zum Kummer gefunden haben müßte, ſo hoffte er dieſen erforſchen zu können, wenn er erfahren würde, wo ſie geweſen wäre. Er wendete ſich daher an Frau Luitgard und verſuchte alles, um bey ihr ſeine Abſicht zu erreichen, aber Frau Luitgard kam dem Verſprechen, welches ſie der Gräfin gegeben hatte: keinem Menſchen zu entdecken, wo ſie geweſen wären, getreulich nach.

Zwölftes Kapitel.

Wider ihren Willen gießt Luitgard Oel in das Feuer.

Obgleich das Stürmen des Ritters Dedo auf Frau Luitgard, die Wirkung nicht hervorbrachte, welche ſeine Abſicht war, ſo hatte es doch eine andre zur Folge. Dedo hatte Luitgarden nicht verhohlen, daß er blos deswegen zu wiſſen begehre, wo ihre Gebieterin geweſen wäre, um dadurch die Urſache der ſchrecklichen Veränderung zu ergründen, welche mit ihr ſo plötzlich vorgegangen war. Frau Luitgard forſchte daher ſelbſt nach dieſer Urſache und glaubte, ſie in der von der Alten ſo ſehr gerühmten Hodika zu finden. Sie ſelbſt kannte zwar keine Perſon dieſes Namens, glaubte aber, daß ſie ihrer Gebieterin bekannt ſeyn müßte, weil ſich auf ihrem Geſichte Verwirrung und Unruhe gemahlt hatte, ſo oft die

Alte den Namen Hodika nannte; und beſchloß daher bey ihr auszuforſchen, wer ſie wåre.

Des andern Tages, nachdem Frau Luitgard mehrmals ihr Mitleid über den Kummer der Gråfin und ihre guten Wůnſche, ihr Leiden lindern zu kőnnen; herzlich geåußert hatte, trat ſie endlich mit der Frage hervor: ob ihre Gebieterin, die von der Alten ſo oft erwåhnte Hodika kenne? Ida ſchwieg und gieng mit ſich ſelbſt zu Rathe, ob ſie der treuen Dienerin, die ihres Vertrauens wůrdig war und es gewiß nicht misbrauchen wůrde, den Kummer, der an ihrem Herzen nagte, entdecken ſollte oder nicht. Der Gedanke, daß die Laſt des Kummers leichter wird, wenn eine theilnehmende Seele ſie mit uns trågt, forderte ſie zu dem Erſtern auf; da ihr hingegen die Achtung, welche einem wackern Weibe verbeut, die Fehler ihres Gatten, ſelbſt dann wenn ſie ganz erwieſen ſind, den Dienern zu entdecken oder zu klagen, das letztere empfahl. Lange ſchwankte Ida, endlich ſiegte der Drang, ſich

 mitzu-

mitzutheilen und dieſem Siege folgte ſogleich eine Erzählung alles deſſen, was unſern Leſern ſchon bekannt iſt.

Frau Luitgard weinte mit ihrer Gebieterin, endlich trocknete ſie ihre Thränen ab und begann:

„Laßt uns erforſchen, gnädige Frau, ob Euer Verdacht, der freilich leider den Schein der Wahrheit für ſich hat, gerecht iſt oder nicht!“

„Wie willſt Du das anfangen, gute Luitgard“ — fragte die Gräfin.

Meine gnädige Gebieterin laſſe mich ſorgen“ — antwortete Luitgard. — „Nicht fern von Eurem Schloſſe wohnt ein greiſes Weib, das bey der Mutter Eures Herrn und Gemahls Amme war und eine lebendige Chronik iſt. Was ſeit hundert Jahren in dem hieſigen Lande ſich ereignete, weis die Alte ſo umſtändlich zu erzählen, als wenn es geſtern geſchehen wäre und ich bin ſchon öfters in Verſuchung gerathen zu glauben, daß ſie mit Gei-

ſtern

ſtern in Verbindung ſteht, weil ſie mir öfters geheime Dinge erzählt hat, von denen ich nicht begreifen konnte, wie ſie ihr kund worden wären. Dieſe Frau werde ich fragen, ob ſie Hodika kennt und ich zweifle nicht, daß ſie mir wird Auskunft geben können.“

Ida gab ihrer Kammerfrau Erlaubniß, dieſes Vorhaben auszuführen, vergaß aber nicht, ihr die nöthige Vorſicht zu empfehlen, damit die alte Chronik nicht ahnden möchte, warum und auf weſſen Anſtiften ſie ſich nach Hodika erkundigte.

Frau Luitgard kam dieſem Befehle nach, eilte aber, ihrer Gebieterin bald Nachricht geben zu können, und erkundigte ſich daher noch des nämlichen Tages, bey der geſprächigen Alten, die ihr ſchon eine ganze Menge Geſchichten aus der vergangenen und gegenwärtigen Zeit erzählt hatte, ob ſie ihr nicht auch von einem Fräulein, mit Namen Hodika, etwas zu erzählen wüßte.

„Ein Fräulein dieſes Namens“ — antwortete die Alte — „habe ich nie gekannt, aber wohl ein Weib, das alſo hies und von welchem Niemand wußte, wo ſie hergekommen war, ſo wie bis jezt noch Niemand weis, wohin ſie wieder verſchwunden iſt. Habt Ihr ſchon etwas von ihr gehört?“

„Weiter nichts, als ihren Namen“ — erwiederte Luitgard — „aber ich wünſchte wohl mehr von ihr zu wiſſen!“

„Das könnt Ihr von mir erfahren“ — fuhr Frau Hedwig fort — „doch bitte ich Euch, daß Ihr es Eurer edlen Gräfin nicht wieder erzählt, denn die Geſchichte dieſer Hodika, ſo weit ſie mir bekannt iſt, iſt zugleich die Geſchichte einer jugendlichen Sünde des Herrn und Gemahls Eurer Gebieterin.

Vor acht Jahren, kurz nach dem Rückzuge der Wenden, trat Graf Luitbold in mein Gemach und foderte mich auf, ihm eine Gefälligkeit zu erweiſen. Ich habe dieſen Sohn meiner Milchtochter immer von ganzem Herzen

zen geliebt und war daher ſogleich willig, was er begehrte zu erfüllen. Er verlangte von mir, ich ſollte einem Mädchen, das durch die Wenden ihre Eltern und alles verlören hätte, in meinem Hauſe auf einige Zeit einen ſichern Aufenthalt gönnen. Ich ſagte ihm zwar lächelnd, daß es verdächtig wäre, wenn ein junger Mann ein Mädchen empföhle und für ihr Unterkommen ſorgte, ſetzte aber hinzu, daß ich von ihm hoffte, er werde ſich dieſer Unglücklichen aus keiner unlautern Abſicht, ſondern blos aus chriſtlichem Mitleide annehmen.

Der Graf verſicherte das; noch am Abend des nämlichen Tages brachte er das Mädchen zu mir und dies war eben dieſe Hodika, von welcher Ihr Nachricht verlangt. Ich mußte ihr ein beſonderes Gemach eingeben und der Graf verlies uns bald, nachdem er mir eine beträchtliche Summe Geldes, der Fremden dafür zu kaufen, was ſie verlangen würde, gegeben und von mir das Verſprechen genommen

men hatte, ſie vor keinem Menſchen ſehen zu laſſen und Niemand ihren Aufenthalt bey mir zu entdecken.

Meine junge Geſellſchafterin gefiel mir und wußte ſich bald meine völlige Liebe zu erwerben; aber wie ſehr erſchrack ich, als mir Graf Luitbold nach einigen Tagen entdeckte, daß ſie ſchwanger wäre und bey mir ihr Wochenbette zu halten gedächte. Er verſicherte mir zwar, daß ſie einen Gemahl hätte, der ſein Freund und in der Gefangenſchaft der Wenden wäre, allein bey allem guten Zutrauen das ich ſonſt zu dem Grafen hatte, war ich nicht geneigt dieſe Verſicherung für wahr zu halten, denn die öftern Beſuche des Grafen bey der ſchönen Hodika ſchienen mir mehr, als bloße Freundſchaft für ihren Gemahl, zur Urſache zu haben.

Ich kann freylich nicht ſagen, daß ich etwas Unrechtes bemerkt hätte, doch brachte mich des Grafen zärtliches Betragen gegen Hodika in meiner Gegenwart, auf den gerechten

ten Argwohn, daß er, wenn ich abweſend wäre, ohne Zweifel noch zärtlicher gegen ſie ſeyn möchte; und abweſend war ich mehr als gegenwärtig, weil der Graf gewöhnlich nur des Abends zu uns kam, wo ich dann durch den Schlaf genöthigt wurde, bald von ihm zu ſcheiden. Ich erlaubte mir, ihm meinen Argwohn mitzutheilen, er hörte mich geduldig an, verſicherte mich aber feyerlich, daß ich ihn unrecht beſchuldigte und Hodika ihm nur aus Freundſchaft für ihren Gemahl, dem er geſchworen hätte, für ſie und ihr Kind ſo väterlich als er ſelbſt zu ſorgen; und aus Achtung für ſie ſelbſt, die ſie ſo vollkommen verdiente, theuer wäre.

Ich begann in meiner Vermuthung zu ſchwanken, wurde aber ganz feſt darinn, als Hodika eines Knäbleins genas, das des Grafen Konterfey im Kleinen war. Ich konnte nicht unterlaſſen, den Grafen auf dieſe Aehnlichkeit aufmerkſam zu machen, der mich aber dagegen fragte: ob mir nicht bekannt wäre,

wie

wie ſtark die Einbildungskraft der Mütter und der öftere Anblick einer Perſon, mit welcher ſie umgiengen, auf ihre Früchte wirkte. Auch meynte er, daß er die große Aehnlichkeit, die ich zwiſchen ihm und dem Neugebohrnen bemerken wollte, nicht entdecken könnte. Er berief ſich beſonders auf die Verſchiedenheit der Naſen, da die ſeinige, wie Ihr wiſſen werdet, ſich etwas nach dem Munde hinab beugte, die Naſe des Knäbleins hingegen in die Höhe gebogen wäre.

„Wohl recht, Herr Graf“ — antwortete ich — „aber Ihr ſollt wiſſen, daß ſich die Naſen gewöhnlich in den reifern Jahren verändern und ich kann Euch, bey meiner Treue gegen Euch und Euer Haus verſichern, daß Ihr genau eine ſolche Naſe hattet, als dieß Knäblein, da Ihr das Licht der Welt erblicktet.“

Als der Knabe getauft wurde, erhielt er den Namen Butbue, worüber ich mich baß wunderte, weil ich, ſo alt ich auch war, dieſen

ſen Namen noch nicht gehört hatte. Es vergiengen einige Wochen, worauf ich dadurch, daß der Graf die ſchöne Hodika öfter als jemals beſuchte, nicht wenig in meinem Argwohn beſtärkt wurde. Oefters fiel mir der Gedanke aufs Herz: daß ich, der Gruft ſo nahe, wahrſcheinlich eine Art von Kupplerin machte, und mehr als einmal war ich Willens den Grafen zu bitten, daß er ſeine Hodika von mir nehmen möchte, weil ich mich der Sünde fürchtete, ihm in einer jugendlichen Ausſchweifung Vorſchub zu thun, aber das ſchmeichleriſche Weſen des Mädchens hatte mein Herz ſo ſehr für ſie eingenommen, daß es mir ſchwer wurde, an eine Trennung von ihr zu denken. Doch nach einer Entdeckung, die ich kurz nachher machte, ſchien es mir Pflicht, dieſe Trennung ſo bald als möglich zu befördern.

Um endlich einmal zur Gewißheit zu kommen, in welchem Verhältniß Graf Luitbold mit Hodika ſtand, erlaubte ich mir, ſie zu belauſchen. Um die gewöhnliche Stunde ſchieb ich

von ihnen, gieng aber nicht in mein Gemach, ſondern legte Aug und Ohr an einen Ritz, der in der Thür des ihrigen war. Mein Auge bemerkte nichts, als daß Graf Luitbold einigemal Hodikas Hand in der ſeinigen hielt, aber mein Ohr hörte deſto ſchrecklichere Dinge.

Ich — denkt Euch mein Schrecken — ich entdeckte, daß Hodika eine Verdammte, eine blinde Heidin war. Die Worte: Odin und Walhalla, welche ich einigemal aus Hodikas Munde hörte, machten mich aufmerkſam. Ich ſpannte mein ſchwachwerdendes Ohr, ſo viel mir möglich war und hörte, daß Graf Luitbold ſich bemühete, Hodika zum allein ſeligmachenden Glauben zu bekehren. Hodika widerſtand hartnäckig, nichts machte Eindruck auf ihr verſtocktes Herz und ich ſchlich erſchrocken und zitternd von dannen, mit dem feſten Vorſatz, dieſe Sünderin nicht länger in meinem Hauſe zu dulden.

Des andern Tages machte ich dem Grafen meine Entdeckung kund, doch ohne ihm

zu

zu ſagen, wo und auf welche Art ich ſie gemacht hätte und eröffnete ihm zugleich meinen nicht zu erſchütternden Vorſatz. Der Graf wendete alles an, mich anders Sinnes zu machen, Hodika ſank zu meinen Füßen nieder, aber ich blieb ſtandhaft und drohete, alles was ich wüßte der ganzen Welt bekannt zu machen, wenn Hodika nicht in Zeit von drey Tagen mein Haus verlaſſen würde. Durch ihre und des Grafen Bitten wurde ich endlich bewogen dieſe Friſt auf acht Tage zu verlängern, worauf die beyden Liebenden traurig in ihr Gemach giengen.

Dieſe Zeit wendete ich an, ſelbſt an dem Heile der Seelen der verſtockten Sünderin zu arbeiten, aber alle meine Bemühungen waren vergebens und Hodika verlor meine Liebe mit einem male, weil ſie die frevelhaften Worte ausſtieß: daß ſie den Glauben ihrer Väter nicht mit dem meinigen vertauſchen würde, weil er Unmenſchlichkeiten verſtattete, die der ihrige verböte. „Ihr flucht den Slaven“

 — ſprach

— ſprach die Frevlerin — „und doch muß Euer Gewiſſen Euch ſagen, daß ſie ſich nur dann erſt Grauſamkeiten gegen die Chriſten erlauben, wenn die Bedrückungen und Unmenſchlichkeiten derſelben die Geduldigen endlich zur Rache entbrennen, da Eure Fürſten und Prieſter hingegen die Slaven plündern und morden, weil, ſo ſagen ſie alle, weil es ihre Religion befiehlt.“

Nach dieſer Aeußerung der verhärteten Sünderin dankte ich Gott, als der achte Tag heran nahete. Am Abend führte Graf Luitbold Hodika aus meinem Hauſe und ſeit dem habe ich nie wieder etwas von ihr erfahren können. Ihr wißt nun alles, was ich von ihr weiß, und ich will mit der wiederholten Erinnerung ſchließen, daß Ihr, was ich Euch erzählte, Eurer Gebieterin nicht wieder erzählen ſollt.“

Frau Luitgard wollte ihre Zunge durch kein Verſprechen binden, ſie dankte daher bloß der Alten für die Mittheilung von Hodikas

Geſchichte

Geſchichte und eilte zu der Gräfin, welcher ſie ſich bemühete, das Gehörte ſo viel als möglich wörtlich zu berichten. Dieß war freylich kein Mittel den Kummer der Gräfin zu mindern, im Gegentheil dienten die Nachrichten, welche Luitgard brachte, nur zur Vermehrung deſſelben. Vorher ſchon hatte die Gräfin öfters geweint, jetzt wurden ihre Augen nicht mehr trocken und das belaſtete Herz drohte ihren Buſen zu zerſprengen.

Auch ihr Liebling Ekbert ſchaffte ihr jetzt keine Freude mehr, ſondern gab ihrem Kummer noch mehr Nahrung, denn rieſenmäßige Furcht erzeugte den Gedanken in ihr, daß vielleicht nach Luitbolds Tode Buthue aufſtehen mögte, ihren Erſtgebohrnen ſeines väterlichen Erbes zu berauben. Luitgard gab ſich zwar alle Mühe, die Gräfin zu tröſten und bediente ſich hierzu beſonders der Klagen, welche Hodika nach dem Erwachen aus ihrer Ohnmacht, von ſich hatte hören laſſen.

„Würde ſie wohl über ihr Unglück geklagt und todt geblieben zu ſeyn ſich gewünſcht haben, wenn ſie noch ſo viel Gewalt über das Herz Eures Gemahls hätte, als ſie wahrſcheinlich ſonſt beſaß“ — gab Luitgard ihrer Gebieterin zu bedenken.

„O ihre Gewalt über dieß Herz, von dem ich glaubte, es gehörte mir allein zu, muß nur noch allzugroß ſeyn“ — ſeufzte die Gräfin — „da Luitbold ſein treues Weib, ſeine rechtmäßige Gemahlin verläßt, um an der Seite einer Buhlerin zu leben.“

Dreizehntes Kapitel.

Die Liebe ſiegt.

Einige Tage waren vergangen und die Gräfin von Ditmarſen weinte nicht mehr ſo viel als zuvor. Nicht, weil ihr Kummer ſich vermindert hatte — denn wie konnte er dieß — ſondern

ſondern weil die Quelle ihrer Thränen verſiegt war. Graf Luitbold hatte verſprochen, bald wieder zu kommen, aber der zehnte Tag neigte ſich ſchon und er war noch nicht da. Urſach genug zu neuer Vermehrung des Schmerzes ſeiner Gattin. Luitbold vergißt ſeines treuen Weibes in den Armen ſeiner Buhlerin, dachte Ida und ſetzte ſeufzend hinzu: Luitbold, ungetreuer, mir aber immer noch ſo theurer Luitbold, hat Ida das um Dich verdient?

Am eilften Tage kam Graf Luitbold wieder. Der Burgwächter meldete ſeine Rückkehr, ſo bald er ihn von fern erblickte und Ida, welche unter dem Vorwande einer Krankheit ſich bisher verborgen gehalten hatte, um ihren Schmerz nicht allen ihren Dienſtleuten zu verrathen, empfahl dem Knappen, welcher ihr jene Nachricht brachte, Vorſicht, damit ihr Gemahl nicht allzuſehr erſchräcke, wenn man ihm ihr Uebelbefinden berichtete. An einem Fenſter, hinter welchem ſie nicht bemerkt wer-

den konnte, ſahe ſie der Ankunft des geliebten Ungetreuen entgegen.

„Es iſt unmöglich“ — ſprach Frau Luitgard, als der Graf der Burgpforte zuſprengte — „daß Euer Gemahl Euch nicht mehr herzlich lieben ſollte, denn ſeht nur, wie die Freude des Wiederſehens ſich auf ſeinem Antlitz mahlt.“

„O gute Luitgard, es iſt nicht Freude des Wiederſehns, ſondern Nachſchmack der Freuden, die er in den Armen einer Buhlerin genoß, was auf meines Gemahls Geſichte glänzt“ — entgegnete Ida klagend.

Die Gräfin gieng hierauf ihrem Gemahl bis an die Stiegen entgegen. Er flog herauf und ſchloß ſie mit dem größten Feuer in ſeine Arme. Alles was er that, zeugte von der innigſten Liebe, ſeine gluthvolle Umarmung und die Freude, die geliebte Gattin wieder zu ſehen, ſowohl, als der Ausdruck des herbſten Schmerzes, über die ſchreckliche Veränderung, welche ſeit ſeiner Abweſenheit mit ihr

vorge-

vorgegangen war. Wirklich war dieſe auffallend groß, denn auf Idas Wangen ſahe man keine Spur von Röthe mehr, und ihre ſonſt feurigen Augen waren trüb, roth und geſchwollen. Noch mehr, als über dieß alles, erſchrack Luitbold über die laue beynahe kalte Umarmung ſeiner Gattin.

„Was iſt meinem geliebten Weibe begegnet“ — fragte er, indem er, ſie feſt mit ſeinen Armen umſchloſſen, mit ihr nach ihrem Gemache wankte.

„Ich war krank und bin es noch“ — ſeufzte Ida.

„Und dieſe Krankheit“ — fuhr Luitbold fort — „vor welcher das Feuer deiner Augen wich, hat auch die Gluth verlöſcht, die ſonſt für mich in Deinem Herzen brannte?“

Ida vermochte nicht zu antworten. Sie ſank an den Buſen ihres Gemahls, und einige heiße Zähren fielen aus ihren Augen auf ſeine Wangen herab.

„O Weib, theures, geliebtes Weib“ — rief Luitbold — „es iſt mehr als Krankheit, was an Deinem Mark ſaugt.“

Ida ſchwieg und ein Wink des Grafen entfernte Luitgard aus dem Gemache ſeiner Gemahlin. „Was iſt Dir begegnet“ — fragte er noch einmal — „verbirg es nicht vor mir und wenn es das fürchterlichſte wäre. Iſt mein Ekbert vielleicht . . .

„Fürchtet nichts“ — unterbrach Ida ihren Gemahl — „er iſt wohl. Daß ich ihn ſeinem Vater nicht ſogleich zum Kuſſe hinreichte, geſchahe bloß, weil ich ſeinen ruhigen Schlaf nicht ſtören wollte.“

Sie führte ihren Gemahl an die Wiege, worin der Knabe ſchlief und die heitere Miene deſſelben überzeugte den Grafen vollkommen, daß nicht er die Urſache des Schmerzes ſeiner Mutter ſeyn könnte.

„Sprich“ — fuhr er gegen dieſe fort — „ſprich, geliebte Ida, was es war, das Deine Wangen bleichte und Deinem Gemahle,

ſtatt

ſtatt der, von Deiner Wiederumarmung gehofften Wonne, Wehmuth und den namenloſeſten Schmerz bereitete.“

„Es war, was ich Euch ſchon vorhin nannte“ — antwortete Ida.

„O ich beſchwöre Dich, bey meiner Liebe und bey der Liebe, die Du ſonſt für mich empfandeſt“ — begann Luitbold wieder — „täuſche mich nicht! Verbirg Deinem Gemahl, den Dein Schmerz gleich eignem foltert, das ſchreckliche Begegniß nicht, das Dein ganzes Weſen umſchuf, denn wahrlich, Ida, Krankheit vermochte dieß Rieſenwerk nicht! Der Krankheit Gifthauch kann zwar Wangen bleichen und der Augen Feuer verlöſchen, aber Liebesgluth in Kälte verwandeln, das kann er nicht und Dein Herz, Ida, das ſonſt für mich brannte, iſt jetzt Eis.“

„Nein Luitbold“ — rief Ida an dem Buſen ihres Gemahls — „Kummer nagt daran und dämpft zwar wohl bisweilen das Feuer, das ewige Liebe für Dich darinnen angezündet

gezündet hat, aber es zu verlöſchen vermag er nicht. Fühlſt Du nicht, wie dieß liebeglühende Herz Dir entgegen ſchlägt?“

„Unbegreiflich Ida“ — entgegnete Luitbold — „zuvor warſt Du Eis, nun Feuer! Woher dieſer Wechſel? Ich bitte Dich, geliebtes Weib, mache nicht, daß Staunen und Schmerz mein Herz zerſprengen. Sage welcher Kummer an dem Deinigen frißt!“

„Weiſt Du noch“ — erwiederte Ida — „daß Du mich einſt auffodertest, ich ſollte das einzige Geheimniß, welches Du vor mir hätteſt, Dir nicht abzudringen ſtreben? Ich folgte Dir. Nun, da auch ich ein Geheimniß habe, folge Du auch mir und ſuche nicht etwas zu erforſchen, das ich Dir weder entdecken kann noch darf.“

„Wie ungerecht, Ida“ — wendete Luitbold ein — „Dich binden wahrſcheinlich keine Gelübde und Dein Geheimniß iſt von dem meinigen ſo ſehr unterſchieden. Das meinige ſtöhrte Deine Ruhe nicht und konnte

ſie nicht ſtöhren, da ich weiß, daß unziemliche Neugierde kein Fehler meiner Ida iſt. Dein Geheimniß hingegen raubt mir alle Ruhe und muß ſie mir rauben, denn wie kann ich ruhig ſeyn, wenn Kummer meine Ida foltert! Der Gegenſtand meines Geheimnißes entzog Dir nichts; der Gegenſtand des Deinigen entzieht mir Alles, indem er mir Deine Liebe entzieht.“

„War Dir nicht vor kurzem ſelbſt, das in mir lodernde Feuer, Beweiß meiner Liebe?“ — fragte Ida.

„O dieß war das Auflodern eines Dochtes, wenn ihm das Oel gebricht“ — entgegnete Luitbold — „Es flammt noch einmal empor, um dann ganz zu verlöſchen. So auch Deine Liebe!“

„Mein Luitbold, wahrlich ſie wird nicht verlöſchen, bis das Licht meines Lebens verliſcht“ — betheuerte Ida.

„So gieb mir einen Beweiß der Wahrheit dieſes Schwures“ — foderte ſie Luit-

bold auf — „indem Du mir Dein Herz ent-ſchleierſt!“

„Das darf ich nicht“ — entſchuldigte ſich Ida — „Aber, mein Ekbert erwacht!“

Sie gieng hin, nahm den Knaben auf den Arm und fuhr gegen ihren Gemahl, der ihr zur Wiege gefolgt war, fort: „ſieh wie der holde Säugling Dir entgegen lächelt!“

„O mein Ekbert, mein Einziger“ — ſprach Luitbold, indem er den Säugling küßte — „Ida, bey dieſem Pfande unſerer Liebe beſchwöre ich Dich, entdecke Dich mir!“

„Und ich beſchwöre Dich“ — endigte Ida — „dringe nicht länger in mich, wenn Du nicht willſt, daß ich ganz verſtumme!“

Unmöglich konnte Luitbold dieſe Bitte erfüllen, er wiederholte, was er ſchon oft gebeten hatte, drang dann ſtärker in ſeine weigernde Gattin, verlangte mit Sturm, was ſeine Bitten nicht erhielten, und als dieß alles nutzlos war, ſtellte er ihr vor, wie ungerecht, wie pflichtwidrig ſie gegen ihn handelte.

„Schwü-

„Schwüre ſind heilig, Ida“ — ſprach er zu ihr — „der Schwur Deiner Liebe, welchen Du mir leiſteteſt, iſt zwar bedingt, aber doch darfſt Du Dich von der Verbindlichkeit deſſelben nicht eher losfeſſeln, bis Gerechtigkeit mich Deiner Liebe für unwürdig erkennt. Geſetzt auch, Du fändeſt mich derſelben unwerth, ſo darfſt Du mich nicht ungehört verdammen, nein Pflicht befiehlt Dir, mit mir zu rechten, ehe Du ein Urtheil ſprechen, ſogar mich beſtrafen willſt. Ich verlaſſe Dich jetzt, Ida, bedenke Deine Pflicht, bedenke was Du einem Gatten ſchuldig biſt, der Dir wahrlich keine Urſache zu gerechtem Zorne gab.“

Luitbold ließ ſeine Gattin in der ſchrecklichſten Lage zurück, von Unentſchloſſenheit, was ſie thun, und von unauflößlichen Zweifeln gefoltert. Es ſprach ſo viel wider Luitbolden und doch ſprach auch wieder ſo viel für ihn. Daß Hodika ſeine Geliebte geweſen und Buthue die Frucht dieſer Liebe war, daß er — dieſe Störerin ihres Glücks noch liebte —

wie

wie konnte dieß Ida bezweifeln, da ſie der Beweiſe davon ſo mancherley hatte? Was ſollte ſie aber aus Luitbold machen? Er war ſo liebevoll gegen ſie geweſen, als je, und in ſeinem Betragen lag nicht das Geringſte, das Verſtellung hätte ahnden laſſen und überhaupt war Luitbold ſo ganz ohne Falſch, daß von ihm keine Verſtellung zu befürchten war. Liebe, gluthvolle Liebe, iſt eine Empfindung, die unter allen ſich am wenigſten heucheln läßt, ſo wie ſie im Gegentheile wieder am ſchwerſten zu verbergen iſt; und Luitbold, den Ida in jeder andern Rückſicht der Verſtellung ſo ganz unfähig gefunden hatte, hätte Liebe heucheln und verbergen können ſollen?

Sein Wort, wußte Ida, war ihrem Gemahle heilig, um wie viel heiliger mußte ihm demnach nicht ein Schwur ſeyn! und er hatte geſchworen, daß er ihr zu gerechtem Zorne keine Urſache gegeben hätte. Aber er hatte einſt, auch der alten Hedwig geſchworen,

daß

daß Hodika ſeine Geliebte nicht wäre und doch zeugte alles wider ihn.

Dies Chaos von Gedanken und Empfindungen wälzte ſich in Idas Kopfe herum. Luitgard ſaß nicht fern von ihr und hatte ſie ſchon lange mit Mitleidsthränen betrachtet, als es ihr unmöglich wurde, die Leidende länger anzublicken, ohne zu verſuchen, ob für ſie gar kein Troſt, für ihren Schmerz keine Linderung wäre.

„Nein ich kann nicht länger ſchweigen" — nahete ſie ſich der Gräfin — „Es gefalle meiner edlen Gebieterin, den Rath ihrer treuen Dienerin zu hören. Wie gnädige Frau, Ihr hört mich nicht?"

„Was willſt Du, gute Luitgard" — fragte Ida.

„Euch einen Rath geben, ſo gut ich vermag" — antwortete Luitgard — „darf ichs wagen?"

Ida. Ja Luitgard rathe mir, denn mein wüſtes Hirn weis ohnehin keinen Rath. Sprich! rathe! ſage was ich thun ſoll!

Luitgard. Euch Eurem Gemahle entdecken.

Ida. Mich ihm entdecken? Schwärmſt Du Luitgard?

Luitgard. Nein gnädige Frau, ich hoffe Euch Gutes zu rathen. Es muß hier ein Geheimniß obwalten, oder ein Mißverſtändniß vielmehr, das ſich aufhellen wird, ſobald Ihr Euch Eurem Gemahle entdeckt.

Ida. Unmöglich Luitgard, kann ich das. Ich würde dann ſeinen Zorn noch mehr auf mich laden, weil ich in ſeiner Abweſenheit that, was ich ihm verſprochen hatte, nicht zu thun, würde dann vielleicht von ihm ſelbſt hören, was ich bisher nur bemerkte, hören, daß er die Buhlerin mehr liebte als ſein treues Weib.

Luitgard. Nein, edle Gebieterin, aber dann könnte ſich vielleicht — beynahe möchte ich ſagen — würde ſich wahrſcheinlich entdecken, daß er dieſe Hodika, welche Euch ſo vielen Kummer macht, nicht liebt, daß ſie nie ſeine Buhlerin war.

Ida. Redeſt Du irre Luitgard? Iſt dies nicht ſchon bis zur traurigen Ueberzeugung bewieſen?

Luitgard. Es ſcheint bewieſen, aber es iſt es nicht. Genau erwogen kömmt es mir wahrſcheinlicher vor, daß Hodika Euers Gemahls Freundin iſt, als daß ſie ſeine Buhlerin ſeyn ſollte.

Ida. Ich bitte Dich, Weib, ſuche mich nicht in einen Traum zu wiegen, von welchem das Erwachen ſo ſchrecklich ſeyn würde!

Luitgard. Das ſey ferne. Nein, ich will die Binde von Euren Augen reiſſen, die Euch zu ſehen hindert. Auch meine Blicke verfinſterte vorher ein Flohr, aber nun iſt er hinweggenommen. Noch einmahl, alles was Ihr bisher für Beweiſe hieltet, iſt Schein, Schein der Wahrheit allerdings, aber deshalb doch nicht weniger trügend.

Ida. O Luitgard, durch dieſe eigenmächtigen Sätze überzeugſt Du mich nicht.

Luitgard. Geduld, gnädige Frau. Zwar kann ich Euch nicht von der Unſchuld Eures Gemahls ſelbſt überzeugen, aber von der Möglichkeit, ſogar von der Wahrſcheinlichkeit derſelben, hoffe ich es zu können. Unbegreiflich iſt es mir, warum mir nicht gleich Anfangs alles von der Seite erſchien, von welcher ich es nun erblicke.

Ida. Wohlan, zeige mir dieſe Seite, damit ich die Arzney, welche Du mir darbieteſt, wenigſtens nicht ungenoſſen von mir weiſe, ob ich gleich voraus ſehe, daß ſie meine Krankheit nicht heilen kann.

Luitgard. Graf Luitbold beſchwert ſein Gewiſſen gewiß nicht mit einem Schwur, und er ſchwor der alten Hedwig, ſchwor vielleicht auch Euch, daß Hodika nur ſeine Freundin wäre.

Ida. Ja er ſchwor es mir und eben dies iſt es, was mich noch mehr verwirrt. Auch in mir ſteigt bisweilen der Gedanke auf, Luitbold kann nicht falſch ſchwören; aber wie kann

ich

ſich ihm Raum geben, da alles ihn eines falſchen Schwures bezüchtigt.

Luitgard. Ihr irrt, gnädige Frau. Graf Luitbold konnte Zodika zur Hülfe eilen, ohne daß ſie eben ſeine Geliebte ſeyn mußte und um den Verdacht, daß ſie dies wäre, von Euch zu ſcheuchen, entfernte er ſie vielleicht von hier. Dies iſt alles, was Ihr aus eignen Bemerkungen von ihrem gegenſeitigen Verhältniſſe wiſſet und dies zeugt nicht von Liebe, ſo wie das, was Hedwig mir berichtete, wie ich leider zu ſpät einſehe, ſie eben ſo wenig beweiſt. Daß Graf Luitbold einſt Zodikas Hand in der ſeinigen hielt, dies war alles, was Hedwig ſahe. Iſt dies Beweis der Liebe? Nein, gnädige Frau, gewiß hegt Ihr ungerechten Argwohn und Eure treue Luitgard beſchwört Euch, um Eurer Ruhe willen, durch Entdeckung gegen Euren Gemahl Euch die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß er wirklich ungerecht iſt. Unmöglich könnte Graf Luitbold ſo zärtlich gegen Euch ſeyn,

 wenn

wenn er Euch nicht wirklich noch mit voller, ungetheilter Zärtlichkeit liebte.“

Die Gräfin dachte allem, was Luitgard geſagt hatte, weiter nach. Als ihr dieſe treue Dienerin wieder erzählte, was ſie von Frau Hedwig erfuhr, hatte ſie im erſten Eifer nicht ſo genau erwogen, daß ein Händedruck nicht jederzeit Beweis der Liebe wäre. Durch Luitgard hierauf aufmerkſam gemacht, weckte dieſer einzige Umſtand den Glauben an die Unſchuld ihres Gemahls wieder in ihr auf. Ihre Liebe zu ihm, die zwar erſchüttert, aber nicht vermindert worden war, denn der geliebte Gatte ſchien ihr, durch die Furcht, ihn zu verlieren, nur noch theurer geworden zu ſeyn, — dieſe Liebe alſo wünſchte ihn ſchuldlos und nach und nach gelang es ihr, der leidenden Ida glauben zu machen, daß er es wenigſtens ſeyn könnte.

„Ja“ — rief ſie plötzlich aus — „ich will mich ihm entdecken;“ und kaum hatte ſie

dieſe Worte geendet, als ſie ihr Gemach verlies, um zu ihrem Gemahle zu gehen.

„Kehrt die Liebe meiner Gattin wieder?“ — rief Luitbold ihr entgegen. —

„O noch hat ſie dies Herz nicht verlaſſen“ — antwortete Ida — „obgleich ein erregter Argwohn ſie daraus zu bannen ſtrebte. Dieſen Argwohn, den Grund meines Kummers, Euch zu entdecken, komme ich hieher. Wie unbeſchreiblich würde mein Entzücken ſeyn, wenn Ihr Euch davon rechtfertigen könntet!“

Luitbold. Von jedem Argwohne kann ich mich rechtfertigen, den meine Ida wider mich hat. Sprich, geliebtes Weib, damit ich den grundloſen Schmerz, dem Du Dich Preis gabſt, mit einem male von Dir nehmen kann.

Ida. Das vermag mein Gemahl nur dann, wenn er mir beweiſen kann, daß eine gewiſſe Zodika ſein Herz nicht mit mir theilt.

Luitbold. So iſt alſo wirklich geſchehen, was ich kaum vermuthete! Meine Ida iſt im Walde geweſen; hat das junge liebenswürdige

Weib, welches ſie einſt da ſahe, nicht wieder gefunden; hat gehört, daß ſie wahrſcheinlich mit mir die hieſige Gegend verlaſſen hätte; und hat dann einem hieraus erwachſenen Argwohn mehr geglaubt, als meinen heiligſten Verſicherungen!

Ida. Und mußte dieſer Argwohn nicht in mir entſtehen?

Luitbold. Ja, zumal wenn Du vielleicht nach meiner Freundin Hodika weiter geforſcht und von der alten Hedwig erfahren haſt, daß ſie einſt meine Buhlerin geweſen wäre. O daß ich dies nicht alles vorher vermuthete! Nicht gleich, ſo bald Du meine Gattin wurdeſt, Hodika von hier entfernte!

Ida. Und warum würdeſt Du dies nicht gethan haben, wenn ſie Deinem Herzen nicht zu theuer geweſen wäre?

Luitbold. Ja ſie war mir theuer, ſo wie mein Dedo mir theuer iſt; und die Trennung von ihr wurde mir ſchwer, ſo wie ſie mir von dieſem ſchwer werden würde. Der einzige Feh-

ler

ſer, den ich in Abſicht auf Hodika mir vorwerſen kann iſt, daß ich zu Dir und zu mir ſelbſt ein zu hohes Zutrauen hatte. Von Dir, die ich über ſo viele Weiber erhaben fand, hofte ich, daß Du Dich auch in Abſicht der Neugierde über ſie erheben würdeſt und von mir ſelbſt glaubte ich, daß ich mich Dir ſo gezeigt hätte, daß Du der Eiferſucht und dem Argwohne, ich könnte neben Dir noch eine Andre lieben, nicht Raum geben und, daß wenn ja eine von dieſen Seelenkrankheiten Dich befallen ſollte, Du Dich mir ohne Zurückhaltung entdecken würdeſt.

Ida. Du verlangteſt viel von einem Weibe, doch haſt Du Dich wenigſtens in Deiner letzten Erwartung nicht getäuſcht.

Luitbold. Auch in dieſer einigermaßen, denn was ich freiwillig hofte, konnte ich nur durch Sturm bewirken.

Ida. Aber die Beweiſe Deiner Unſchuld.

Luitbold. Sind ſchwer, weil ich Dir den unumſtößlichſten: Enthüllung des ganzen Ver-

hältniſſes, in welchem ich mit Hodika ſtand und die Mittheilung ihrer Geſchichte, noch nicht geben darf, aber wenn ja mein Schwur keine Kraft bey Dir hat: ſo prüfe mich, prüfe ob die Liebe eines Gatten zärtlicher und ungetheilter ſeyn kann, als die meinige gegen Dich, belauſche jeden meiner Schritte wenn Du, einmal zum Argwohne geſtimmt, vielleicht befürchten ſollteſt: ich hätte Hodika, die jetzt in einem Kloſter lebt, in der Nähe verborgen.

Ida. Ihr kränkt mich. Zur Lauſcherin niedrigte ich mich nie herab. Belauſcht ich Euch je, wenn Ihr in den Wald giengt, da ich ſchon wußte, daß die ſchöne Hodika darinnen haußte?

Luitbold. Nein, Ida, aber damals lebte auch noch kein Argwohn in Dir.

Ida. Daß er ſpäter entſtand, war gewiß nur Eure Schuld; und in welches Weibes Herzen hätte er in meiner Lage nicht entſtehen ſollen?

Luitbold. Wohl recht, theures Weib! Vergieb mir, daß ich Dir zu Kummer Veranlaſſung gab, den ich vielleicht, wenn ich anders zu Werke gegangen wäre, von Dir hätte entfernt halten können. Iſt nun der Argwohn wieder aus Deinem Herzen verſchwunden?

Ida. Noch nicht. Warum hätteſt Du nöthig gehabt, Hodika vor mir verborgen zu halten, wenn ſie Dir nichts mehr als Freundin geweſen wäre! da Dir doch nicht unbewußt ſeyn konnte, daß ich Freundſchaft zwiſchen beiden Geſchlechtern, — in den Gränzen aller Pflichten — für nichts weniger als unmöglich halte? Hätteſt Du mir Hodika als Deine Freundin zugeführt, ſo würde ſie auch die meinige worden ſeyn und kein Schmerz hätte uns im Genuſſe der Freude geſtört.

Luitbold. Meine Abſicht war dies, ſobald ich Dich heimgeführt hatte, aber Hodika, zu ſehr an Einſamkeit gewöhnt, wollte lieber auch von mir völlig getrennt, als auf meiner Burg leben. Es war daher mein Wille, ſie

ganz

ganz vor Dir verborgen zu halten, welches mir auch gelungen ſeyn würde, wenn nicht ein unvermutheter Zufall ſie Dir entdeckt hätte. Ich bemerkte jezt, daß Dein Herz von Argwohn nicht ganz leer blieb und hielt es daher für das weislichſte Hodika ganz von hier zu entfernen. Schwer wurde mir die Ausführung dieſes Vorſatzes, weil ich wußte, daß dadurch die Lage der unglücklichen Hodika noch trauriger werden würde. Ich machte ihr meinen Entſchluß bekannt. „Für Eure Ruhe,“ ſprach die Dulderin, der dieſe Trennung noch ſchwerer werden mußte, da ſie ſich von ihrem einzigen Freunde trennte, „für Eure Ruhe thue ich, was Euch gefällt; und wenn mein Herz darüber brechen ſollte.“ Du weiſt nun alles, geliebte Ida, was ich Dir ſagen darf und nach wenig Wochen wird auch das Uebrige vor Dir enthüllt werden. Und wenn nun noch Argwohn in Deinem Herzen zurück bleiben könnte, dann, Ida, müßte ich mich wahrlich in Dir geirrt haben!

Ida

Ida — ſich in die Arme ihres Gemahls ſtürzend — „Nein keine Spur; denn alles was Du ſagſt, trägt ſo ganz das Gepräge der Wahrheit, daß ich entweder die größte Zweiflerin ſeyn, oder Dich für den künſtlichſten Heuchler halten müßte, wenn ich es nicht wirklich für Wahrheit nähme. Vergieb, vergis!

Luitbold. Vergieb, vergis auch Du, geliebte, mir wiedergegebene Gattin!

Vierzehntes Kapitel.

Ein Beweis mehr, daß Trauer der Freude oft plötzlich folgt.

Lautſchallende Freude verkündigte den Burgbewohnern des andern Tages die Wiedergeneſung ihrer geliebten Gräfin und Luitbold, die zweite Vereinigung mit ſeiner Ida feſtlich zu begehen, lies alle Edle ſeines Landes zu ſich laden. Er ſelbſt erhielt durch ſeine Gattin

eine

eine neue Aufforderung zur Freude, da ſie ihm kund machte, daß ſie zum zweiten mahle Mütter werden würde.

So vielen Stoff zum Frohſeyn dies Luſtgelag allen Theilnehmern gab, ſo wenig giebt es uns zu Unterhaltung unſerer Leſer. Daß der unwürdige Friedrich von Walſtorp nicht mit eingeladen worden war, iſt alles was wir ihnen zu berichten haben.

Minder rauſchend, aber eben ſo froh, ſchwanden dem Grafen von Ditmarſen und ſeiner Gemahlin drey Wochen lang alle folgende Tage dahin. Die verwelkten Roſen auf Idas Wangen blühten wieder auf, ihr Auge ſtrahlte wieder Feuer, Freude lachte aus ihren Mienen und ſie und ihr Gemahl fanden in gegenſeitiger Umarmung ſo viel Seligkeit, als vor Idas zweitem Gange nach dem Walde, nun aber verwandelte ſich dieſe Freude mit einem mal in Leid. Graf Luitbold erkrankte. Die Geſchichte hat uns den Namen ſeiner Krankheit nicht aufbehalten, ſondern meldet nur: es

wäre

wäre eine böſe Krankheit geweſen, bey welcher die Aerzte gleich Anfangs die Achſeln gezuckt hätten.

Es würde nutzlos ſeyn, eine Beſchreibung des Schmerzes machen zu wollen, welcher die zärtliche Ida am Siechbette ihres geliebten Gemahls durchwüthete, da er über jeden Ausdruck erhaben war, ſo wie wir die Verſicherung, daß Ida durch die ſorgſamſte Pflege das Uebel von ihrem Gemahle zu entfernen ſtrebte, für unnöthig halten, weil ſich dies von einer liebevollen Gattin ſchon erwarten läßt.

Eilboten riefen Aerzte von Kaiſer Heinrichs des Dritten Hofe herbey, aber umſonſt boten ſie alle ihre Kunſt auf. Die erſchütternde Nachricht, daß ſein Leben nicht zu retten wäre, war alles was ſie dem Grafen ſagen konnten. Zwar verhehlten ſie ihm dies einige Tage lang, bis des Grafen ernſtliches Dringen ihnen dieſe Vorherverkündigung abnöthigte.

Graf Luitbold war zu glücklich und zu wenig Stoiker, als daß er ſie ohne Schaudern hätte anhören können, aber doch wußte er ſich zu faſſen.

Weniger glückte dies ſeiner Gemahlin, welcher man die Trauerpoſt anfänglich verbarg, endlich aber doch entdecken mußte. Vorher ſchon hatte ſie Luitbolds Lager ſelten verlaſſen; in Thränen gebadet, wich ſie jezt gar nicht von ihm. Luitbold, der für ihre Geſundheit fürchtete, bat ſie öfters, ihrer zu ſchonen, aber lange bat er vergebens, denn Ida wendete ein, daß ſie von den wenigen Augenblicken, die ſeinem Leben noch übrig wären, keinen verlieren dürfte. „Geſetzt auch,“ ſagte ſie einſt, „daß ich Dir mein Leben opfern ſollte, warum ſollte ich nicht gern mit meinem Luitbold ſterben?

„Nein, Ida“ — erwiederte Luitbold — „Du darfſt nicht ſterben. Nicht mir allein gehört Deine Liebe, nein Dein Ekbert, das Kind, das Du noch unter Deinem Herzen trägſt

trägſt und alle Ditmarſen haben ſo gerechte Anſprüche an ſie als ich. Vergis nicht, daß Du dieſen allen Dein Leben ſchuldig biſt; daß Ekbert ohne Dich ganz verlaſſen wäre und bedenke, daß Du durch unmäßigen Schmerz einen zwiefachen Mord begehen würdeſt, denn Du tödteteſt Dich und Dein ungebohrnes Kind. Sollte meine Ida die Lehren Ihrer weiſen Großmutter vergeſſen haben? und befehlen Ihr dieſe Lehren nicht, ihren Schmerz zu mäßigen, um nicht den Pflichten entgegen zu handeln, die ſie ihren Kindern und einem Volke, das ſie verehrt ſchuldig iſt?“

Dieſe Erinnerung an die Lehren der Kaiſerin Giſela thaten die gehoffte Wirkung. Die erſte dieſer Lehren: Gutes zu befördern und ſeinem Volke zu leben, iſt eines Fürſten erſte Pflicht, war mit Flammenſchrift in Idas Herz geſchrieben, ihr Blick bedurfte nur der gehörigen Richtung, um auf dieſe Schrift aufmerkſam gemacht zu werden. Nun da Luitbold ihn dahin gelenkt hatte, entſtand in Idas In-

nerm ein Streit zwiſchen der Liebe zu ihm und der Liebe zu ihren Kindern und ihrem Volke. Jene ſchien den heftigſten Schmerz über ſeinen nahen Tod zu gebieten, da ihn dieſe hingegen verbot. Dem Nutzen des Allgemeinen zu leben und ihn zu befördern war Idas zu feſter Vorſatz, als daß ſie, ohne weitere Aufforderung, als die ſchon in ihr ſelbſt lag, nicht auch jezt ihm gemäs hätte handeln ſollen. Schmerz und Gram hatten ſie zwar dieſen Vorſatz auf einige Zeit vergeſſen laſſen, aber es bedurfte nur einer Aufregung, um ihn wieder glühend zu machen. Sie beſchloß daher, den Bitten ihres Gemahls und den Befehlen ihrer Pflicht nach zu kommen, ſo ſchwer ihr dies auch durch die Liebe für dieſen hinſcheidenden Gemahl wurde.

Drey Nächte hatte ſie bereits an Luitbolds Lager gewacht, und während der letztern hatten die Augen der Abgematteten oft zuzufallen gedroht, aber Schmerz und Wille zwangen ſie, offen zu bleiben. Nun, da ſie ihrem

Gemahle das Endurtheil des Streites in ihrem Innern kund gemacht hatte, war die erſte Bitte deſſelben: daß ſie ſich ſchlafen legen möchte.

„Ich ſoll Dich verlaſſen Luitbold?“ — ſeufzte Ida. —

„Ja geliebte Gattin“ — antwortete Luitbold — „um Dich zu erholen und mich zu beruhigen.“

Ida gab ihm einen Feuerkus und warf ſich dann auf ein Lager, das nicht fern von dem ſeinigen ſtand. Lange waren noch ihre offenen Augen auf Luitbolden geheftet, aber endlich zog Ermattung ſie zu. Einige Stunden ſchlief Ida, freilich nicht ganz ruhig, denn ſie träumte, doch dieſer Traum war erquickend. Es träumte ihr, daß eine Bewohnerin des alten Roms ſich ihr nahete und mit den Worten: — Zur Belohnung für deinen Entſchluß — ihr eine Bürgerkrone aufſetzte.

Kurz nachher erwachte die Schlummernde und fand in dieſem Traume, ſo verworren er

 auch

auch war, Ermunterung, zur ernſtlichen Befolgung ihres Entſchluſſes.

Luitbold freuete ſich innig, da Ida nach ihrem Erwachen mit einer Miene, ſo ruhig als er ſie ſeit der Dauer ſeiner Krankheit nicht an ihr bemerkt hatte, zu ihm trat. „Geſegnet ſey Giſela“ — rief er aus — „die auch abweſend Gutes wirkt, und geſegnet ſeyſt auch Du, meine Ida, für die Beruhigung, welche Dein edler Vorſatz mir gewährt hat.“

Dieſes Vorſatzes ungeachtet zeigte ſich Ida nicht ſo ganz als Heldin, daß ſie das Abſcheiden ihres Gemahls ruhigen Blickes hätte erwarten ſollen, nein ſchmerzvolle Thränen rannen öfters ihre Wangen herab, aber doch war ihr Schmerz nicht mehr ſo wüthend, ſo unbezwinglich als zuvor. Mit Faſſung hörte ſie zu, wenn Luitbold von dem ſprach, was er nach ſeinem Tode dem Lande und ſeinen Hinterlaſſenen für dienſam erachtete, ſagte ſelbſt über alles ihre Meinung und dankte ihrem Gemahle, daß er den Ritter Dedo, der ihr nicht

minder

minder werth war, als dem Grafen, zum Vormund ihres Sohnes ernannte. Es war der ſechszehnte Tag ſeiner Krankheit, an welchem Luitbold dies that, und weil er fühlte, daß ſein Ende nun ganz nahe wäre, beſchloß er, ſchleunig alles zu vollenden, was er ſich noch vorgenommen hatte.

Er lies den Ritter Siegfried von Reventlau zu ſich rufen und ſobald er herein trat, verlangte der Graf mit ihm allein zu bleiben. Alle verließen ihn, auch Ida und Dedo, doch hatten ſie beide nicht nöthig des Zurückrufs lange zu harren, denn bald forderte ſie ein Knappe wieder zu dem Sterbenden.

„Nun, meine Ida“ — ſprach jezt Luitbold zu ſeiner Gemahlin — „nun, da ich, ſo viel in meinen Kräften ſteht, für die Meinigen geſorgt habe, darf ich auch an Fremde denken. Hodika ſuchte ungern in einem Kloſter Zuflucht und es gelang mir, ſie zu bereden, wenn ſie nicht, wie ich hoffe, in kurzem in die Arme ihres Gemahls eilen könnte, in die Dei-

 nigen,

nigen, die ſich ihr freundſchaftlich öffnen würden, zu kommen. Thut dies Hodika, ſo werde ihre Freundin und die Mutter ihres Sohnes. Sie iſt Deiner Freundſchaft, der Knabe, Deiner Liebe werth. Auch wird es Dir vielleicht einſt Ditmarſen danken, daß Du Dir einen benachbarten Fürſten durch die Gefälligkeiten, welche Du ſeiner Gemahlin und ſeinem Sohne erwieſeſt, zum Freunde machteſt. Um Dein Mitleid für die unglückliche Hodika noch lebhafter zu machen, würde ich Dir ihre Geſchichte erzählen, wenn es mir hierzu nicht an Kräften gebräche aber Hodika ſelbſt wird ſie Dir mittheilen.“

Ida verſprach die Bitte ihres Gemahls zu erfüllen; und wir haben den Leſern von den übrigen Begegniſſen dieſes Tages ſonſt nichts zu berichten, als daß Graf Luitbold am Ende deſſelben in den Armen ſeiner weinenden Gemahlin ſanft entſchlief.

Funfzehn-

Fünfzehntes Kapitel.

Enthält wichtige Vorfälle und Veränderungen.

Obgleich mütterliche Liebe und Liebe zu ihrem Volke die junge Wittwe zu dem Vorſatze ihren Schmerz zu mäßigen, entflammt hatte; ſo beklagte ſie doch den Tod ihres Gemahls herzlicher, als manche andre junge Wittwe. Minder groß war zwar ihr Schmerz, als er ohne jenen Vorſatz geweſen ſeyn würde, aber doch beklemmte er lange ihre Bruſt, manche heiſſe Zähre floß dem Andenken des geliebten Luitbolds, und auch da ſie nicht mehr floſſen lebte es noch in Idas Herzen. Mit ihr ſelbſt ſtarb es erſt.

Dedo und Reventlau waren der Gräfin ſtete Gefährten, ſie waren noch mehr, ihre Freunde. Schon längſt hatte Dedo Idas Freundſchaft beſeſſen, nach dem Tode ihres Gemahls erreichte ſie, durch ſeine Bemühungen, die Gräfin zu tröſten und durch ſeine

Sorgfalt, für ihr und der Ihrigen Wohl, einen noch höhern Grad. Auch war Dedo der jungen Wittwe deßhalb werth, weil er ſich von ihrem abgeſchiedenen Gemahle nur durch die Züge ſeines Geſichts unterſchied. Das Uebrige ſeines Körpers war jenem ähnlich, ſein Geiſt aber vollkommen gleich, denn eben dieſe Uebereinſtimmung ihrer Geſinnungen hatte Luitbold und Dedo zu einem Gegenſtücke von David und Jonathan gemacht.

So vergiengen fünf Monden, da ſaß einſt die Gräfin von Ditmarſen mit ihren Freunden in traulichem Geſpräche begriffen. Der Gegenſtand deſſelben war, wie gewöhnlich Luitbold; denn Dedo mußte immer der Gräfin erzählen, was ſeinem Freunde begegnet war, ehe er ihr Gemahl wurde. Ida hatte ihren Ekbert auf dem Schooße. Den Kleinen küſſend rief ſie aus: „armer Junge, Du kannſt Deinen Vater nur aus dem Löblichen, was Andre Dir von ihm erzählen, kennen lernen und doch lächelſt Du ſo ruhig, ar-

ner vaterloſer Knabe, ſo ruhig, als ob Du es ſchon wüßteſt, daß wackere, edle Männer für Dich väterlich ſorgten.“

Kaum hatte ſie dieſe Worte geendigt, als Dedo aus dem Zimmer gerufen wurde. Bald nachher kam er wieder zurück und entſchuldigte ſich, daß er den übrigen Theil des Abends nicht in Geſellſchaft der Gräfin zubringen könnte, weil ein alter Waffenbruder ihn unvermuthet heimgeſucht hätte.

„Führt ihn zu uns, Herr Ritter“ — rief Ida.

„Morgen, edle Gräfin“ — antwortete Dedo — „heut erlaubt dem Ermatteten, in meinem Gemache ſich von ſeiner langen Reiſe zu erholen.“

Dedo gieng, aber Ritter Siegfried blieb bey der Gräfin zurück, um, wie er ſagte, ihr die Zeit zu kürzen; doch bewieß die Folge, daß Zeitverkürzung nicht ſeine einzige Abſicht geweſen war. Eine Zeitlang ſprach er mit der Gräfin von gleichgültigen Dingen, deren Wiedererzählung unſer Büchlein nur nutzlos

verſtärken würde, endlich aber wendete ſich das Geſpräch auf einen Gegenſtand der auch für uns wichtig iſt.

„Nun“ — begann Ritter Reventlau — „nun, gnädige Frau, glaube ich es Zeit, mich eines Auftrags zu entledigen, den mir Euer ſeliger Herr am letzten Tage ſeines Lebens gab, da ich mich, wie Ihr Euch noch entſinnen werdet, eine kurze Zeit mit ihm allein befand.“

„Und dieſen Auftrag verhehltet Ihr mir ſo lange? Glaubtet Ihr nicht Herr Ritter! daß ich einen Auftrag meines unvergeßlichen Luitbolds nicht früh genug erfahren könnte?“ — ſprach die Gräfin zwar mit freundlicher Miene, doch mit dem Tone eines gelinden Verweiſes.

Reventlau. O wie wollte ich Euch danken, edle Gräfin, wenn Ihr mir dieß auch dann ſagen würdet, wenn ich Euch berichtet haben werde, was Euer ſeliger Herr von Euch begehrt, oder, um mich ſeines eignen Ausdrucks zu bedienen, um was er Euch bittet.

Ida. Vor allen Dingen bitte ich Euch, Herr Ritter, ſäumt nicht länger, es mir zu ſagen. Aufträge meines Gemahls bedürfen keiner Einleitung, ſo wie keiner Wahl der Worte, mit welchen Ihr mir ſie hinterbringt. Ob mein Luitbold ſich des Wortes bitten oder befehlen bediente, gilt völlig gleich, denn jede ſeiner Bitten, als er noch lebte, war mir Befehl und ſoll es nun, da er mir entriſſen iſt, nicht weniger ſeyn.

Reventlau. Eure Hand, gnädige Frau, daß Ihr auch dieſe letzte Bitte als Befehl nehmen wollt.

Ida. Hier Herr Ritter, wenn es dieſer Verſicherung bedarf — hier meine Hand!

Reventlau. Sagt meiner Gemahlin, ſprach Euer ſeliger Herr zu mir, ich bäte ſie, meinem Freunde Dedo ihre Hand zu geben, um ſich einem würdigen Manne zu vermählen und ſich ſelbſt, ihren Kindern und dem guten Ditmarſiſchem Volke einen tapfern Vertheidiger zu verſchaffen.

Ida.

Ida — (im Tone des Unglaubens) — „Dieß hätte mein Gemahl wirklich zu Euch geſagt?“

Reventlau. Verlangt Ihr es, ſo ſoll der heiligſte Schwur auf mein Schwerdt Euch zur Bekräftigung dienen. Doch Siegfried von Reventlau iſt ſo ſtolz, zu glauben, daß Euch ſein Wort auch ohne dieſe Bekräftigung für Wahrheit gilt. Mir bleibt nun noch zu wiederholen übrig, was mein theureſter Herr mir ſonſt noch ſagte. Sollte meine Gemahlin, ſprach er, dieſe meine letzte Bitte nicht ſogleich erfüllen, o ſo beſchwöre ich Euch, Ritter, laßt nicht eher ab mit Bitten, bis dieß geſchehen iſt. Wenn Ihr ſie bittet, ſo zeigt Ihr dieſen Fingerreif, der Euren Bitten mehr Eindruck verſchaffen wird.

Ida. O Luitbold, unvergeßlicher Gemahl, als Du kurz vor Deinem Scheiden zu mir ſprachſt: wenn einſt ein Mann Dir meinen Fingerreif zeigen und Dich um etwas bitten wird, ſo weigere es ihm nicht, ahndete ich nicht, daß die Erfüllung dieſer Bitte mir verbieten

bieten würde, mein Herz Deinem Andenken auf ewig einzig zu weihen, ſonſt würde ich ſie Dir nicht gelobt haben. —

Reventlau. Glück für mich, daß Graf Luitbold noch ſelbſt meine Bitten mir erleichtert hat, nun darf ich um ſo eher Erfüllung hoffen.

Ida. O nein, Herr Ritter, Ihr verſprecht Euch den Sieg zu früh. Warum ſollte ich mich nicht von einem Gelübde entbinden dürfen, das ich leiſtete, ohne zu wiſſen, was ich gelobte, da die Erfüllung deſſelben einem heiligen Vorſatze entgegen ſteht.

Reventlau. Gelübde, edle Gräfin, ſind heiliger als Vorſätze; und überdieß konntet Ihr Euch dieſen Vorſatz wohl nur damahls machen, als Ihr noch, verzeiht mir dieſes harte Wort, tadelnswürdigem Schmerze nachhinget, denn etwas ſpäter, als der edle Entſchluß: dem Glücke der Eurigen und der getreuen Ditmarſen zu leben, in Euch aufgeflammt war, konnte jener ihm widerſprechende Vorſatz wohl nicht mehr entſtehn.

Ida. Aber ſollte Sorge für das Wohl der Meinigen — alle Ditmarſen, Herr Ritter, gehören zu dieſen — mir die Gemäßhandlung deſſelben verbieten?

Reventlau. Einem deutſchen Ritter ziemt es nicht, ſeines Herzens Meynung zu verbergen, ich darf Euch daher zur Beantwortung Eurer Frage, mein lautes Ja nicht verhehlen.

Ida. Könnte mein theurer Freund Dedo, als mein Gemahl, die Wohlfahrt der Meinigen ſich angelegener ſeyn laſſen, als ſie es ihm jetzt ſchon iſt?

Reventlau. Gewiß nicht, aber warum wolltet Ihr dieſen wackern Mann nicht durch das Glück, das mit Eurer Hand verbunden iſt, für ſeine Treue belohnen, warum nicht hierdurch Fährlichkeiten von ihm wenden, die ihn außerdem bedrohen? Alle Ditmarſen lieben und ehren den verdienſtvollen Ritter, nur Walſtorp und ſein Anhang nicht. Ihr ſollt wiſſen, edle Frau, daß in Walſtorps Buſen unedle Rache glüht und daß er dem Herrn Ritter abhold iſt, weil

Ihr

Ihr ihn ſchätzt. Seine Nachgier könnte daher leicht etwas wider ihn anzetteln, wenn er bliebe, was er jetzt iſt; da er es hingegen nicht wagen darf, etwas wider ihn zu unternehmen, wenn er Euer Gemahl wird.

Ida. Sollte Walſtorp wirklich ſo unedel denken? —

Reventlau. Die Beweiſe hievon ein andermal, jetzt erlaubt mir von Eurem abgeſchiedenen Gemahl zu enden, um von Eurem zukünftigen zu beginnen. Ritter Dedo weiß die letzte Bitte ſeines entſchlafenen Freundes; und ich habe wohl des Zuſatzes nicht nöthig, daß die Gewährung derſelben ſeines Herzens ſehnlichſter Wunſch iſt?

Ida. Wenigſtens, Herr Ritter, hat Dedo von dieſem Wunſche noch keine Spur blicken laſſen.

Reventlau. Ihr irrt, gnädige Frau, ich ſelbſt ſahe dieſer Spuren ſchon unzählige. Daß der Herr Ritter nicht ſeinen Wunſch ſchon längſt laut äußerte, geſchahe aus Achtung für Euren Schmerz, zum Theil auch aus Rück-

ſicht

ſicht auf Sitte und Wohlſtand und beydes hielt auch mich zurück, eher als heut zu ſprechen. Ich habe nun meinen Auftrag geendigt und werde nicht ſäumen, dem Befehl Eures ſeligen Herrn zu Folge, dem liebenden Ritter zu melden, daß es geſchehen iſt.

Ida — (lächelnd) — Damit Ihr dann morgen beyde mich beſtürmen könnt. Nicht wahr Herr Ritter?

Reventlau. Wenn Sturm nöthig iſt, mit vereinigter Macht. Aber gnädige Frau, sollte man durch Sturm von Euch erringen müſſen, was Ihr gelobtet, Sorgfalt für das Wohl der Eurigen Euch empfiehlt, und Eurem Herzen — haltet einem Kriegsmanne ſeine Freyheit zu gute — unmöglich ſchwer werden kann?

Ida. O ich bitte Euch, Herr Ritter, laßt mein Herz außer dem Spiele. Dieß iſt Luitbolds Andenken voll.

Reventlau. Und Ritter Dedo wird es nicht daraus bannen wollen, denn ſein Herz

iſt

iſt deſſelben nicht minder voll. Nun, edle Gräfin, erlaubt mir noch ein wenig mit des Ritters Dedo Waffenbruder zu plaudern. Gehabt Euch wohl und vergeßt des Ringes nicht, den ich beſitze.“

Da Reventlau geendet hatte, ſtand er ſchon in der Thür, ſo daß die Gräfin von Ditmarſen ihm nichts als eine gute Nacht zurufen konnte.

Wir hoffen unſere Leſer mit dem Innern der Gräfin von Ditmarſen ſo bekannt gemacht zu haben, daß ſie ohne unſer weiteres Zuthun ſchließen können, ob Reventlau des Ringes bedurfte oder nicht und glauben uns daher von der Mittheilung des Geſprächs, welches des andern Tages zwiſchen Ida, Dedo und Reventlau vorfiel, entbinden zu dürfen, ermangeln aber dagegen nicht, den Leſern zu berichten, was ſie ohne uns nicht wiſſen können.

Vier Wochen nachher wurde die Gräfin von einem Mägdlein entbunden, das den Namen Oda erhielt, und erſt das Alter von zwey Monden erreicht hatte, da Ida dem wackern

Dedo ihre Hand gab, nachdem er vorher von Kaiſer Heinrich dem Dritten zum Grafen und vormundſchaftlichen Regenten von Ditmarſen ernannt worden war, um, wie in dem dießfalls erlaſſenen Schreiben ſtand: die ziemlichen Bitten der Ditmarſer zu erfüllen und kaiſerlicher Majeſtät Verwandten, dem jungen Ekbert, dieſen von ſeinem Vater ſchon erkiesten, würdigen Vormund zu beſtätigen.

Sechszehntes Kapitel.

Ida die Mutter ihres Landes.

Nichts von den Feyerlichkeiten welche der Vermählung der Gräfin von Ditmarſen folgten, auch nichts von Dedos und Idas gegenſeitigen Empfindungen, denn eine Beſchreibung der erſtern würde Euch, theure Leſer, wahrſcheinlich ermüden, ſo wie eine Schilderung der letzteren die Geſchichte unſerer Heldin unnöthig verlängern würde. Daß Ida in den

Armen

Armen ihres zweyten Gemahls dem abgeſchiedenen Gemahle öfters dankte, daß er ſie vermocht hatte, ſich mit jenem zu vermählen; dieß ſey alles, was wir Euch ſagen. Laßt uns jetzt auf Ditmarſen blicken, um zu ſehen, ob Ida den Vorſatz ausführte, der durch die Lehren ihrer Großmutter ſchon in ihrem jungfräulichen Buſen entflammt wurde.

Daß die Gräfin von Ditmarſen, durch reiche Spenden die körperliche Wohlfahrt ihrer Unterthanen zu befördern ſtrebte, haben wir bereits in einem der vorgehenden Kapitel berichtet, doch nicht für dieſe allein; ſondern auch für die Wohlfahrt ihres Geiſtes ſorgte ſie. Durch ſie wurden die von den Wenden zerſtörten Klöſter und Kirchen wieder aufgebaut, ſo wie ſie auch außer den verfallenen neue erbaute.

Die Nachbarſchaft der Wenden und ihre öftern Einfälle in Ditmarſen, war vielleicht eine der erſten Urſachen, warum die Bewohner dieſes Landes an Geiſteskultur den übrigen deutſchen Völkern weit nachſtanden, ſo finſter

es damahls auch im allgemeinen noch in Deutſchland war. Ida nahm ſich vor, ihr Volk zu bilden und hatte ſich daher bemüht, nicht nur mehrere Kenntniße in Umlauf zu bringen, ſondern vorzüglich auch dafür geſorgt, daß die Ditmarſer bis zum nächſten Menſchenalter einige Schritte zur Verfeinerung thun könnten. Sie hielt die Kinder an, in die Schule zu gehen und erweckte durch Belohnungen der Fleißigen ihre Lernbegierde, ſprach oft ſelbſt mit den Kindern niedrigen Standes und entflammte in denen, bey welchen ſie Fähigkeiten bemerkte, ihren Ehrgeiz durch Lob zu noch mehrerer Thätigkeit.

Daß die Gräfin von Ditmarſen durch dieß alles ſich die Liebe ihres Volkes erwarb, wird jeder unſerer Leſer leicht ſchließen können, welchem es nicht unbekannt iſt, daß Milde und Herablaſſung der Großen die wirkſamſten Mittel ſind, die Herzen ihrer Untergebenen ſich zu eigen zu machen. Beyder bediente ſich Ida, ohne jedoch den Wunſch: ſich allgemeine Liebe zu erwerben, erreichen zu können.

Anfangs war Friedrich von Walſtorp vielleicht der einzige Mann im Lande, der nicht das Lob ſeiner Herrſcherin pries, durch ſeine Ränke aber wurden dieſer Männer nach und nach mehrere. Unſere aufmerkſamen Leſer werden ſich noch erinnern, daß die Gräſin von Ditmarſen Walſtorps Mißvergnügen dadurch zuerſt erregte, daß ſie ſeine Habſucht nicht befriedigte. Unzufrieden, ſtatt einer Rolle Goldſtücke nur eine Kette zu erhalten, wurde er es noch mehr, da er beym nähern Forſchen entdeckte, daß dieſe Kette nicht von Gold, ſondern nur übergoldet war. Er murrte laut über dies geringe gleißende Geſchenk und eben das war die Urſache, warum er nicht mit geladen wurde, als Graf Luitbold im Zirkel ſeiner Edeln die Wiedervereinigung mit ſeiner Gemahlin feyerte.

Dieſe Zurückſetzung feurte dem Ritter Walſtorp zur Rache an. Vorzüglich brannte ſie wider die Gräfin, weil er, der ſich früher ſchon von ihr beleidigt glaubte, ſie auch jetzt für ſeine Beleidigerin hielt. Ihr allein

 was

was er ſeine Zurückſetzung bey, da Graf Luitbold ihm vor ſeiner Vermählung mit mehrerer Achtung begegnet hatte, doch in dieſer Vermuthung irrte ſich Walſtorp. Es war nicht Idas Werk, ſondern eine Folge der nähern Kenntniß von Walſtorps Charakter, daß Graf Luitbold ſein Betragen gegen ihn änderte, denn dem offenen Luitbold war es unmöglich, dieſem niedrigen Manne ſeine Verachtung, die er in ſo hohem Grade verdiente, nicht fühlen zu laſſen.

Indeß Walſtorp auf ſeiner Burg Rache ſchnaubte, lebte Ida an der Seite ihres Gemahls glücklich und ſorglos. Die Hofnung, bald eine Freundin um ſich zu ſehen, vermehrte ihr Glück noch, und dieſe Freundin war Hodika.

Unzufrieden mit dem Aufenthalte in dem Kloſter, wohin Graf Luitbold ſie gebracht hatte und getäuſcht in der Hofnung, ihn bald mit einem glücklichern in den Armen ihres Gemahls verwechſeln zu können, ſehnte ſie ſich nach ihrem Freunde Luitbold. Ihre Abnei-

gung vor dem Leben auf ſeinem Schloſſe, war jetzt nicht mehr ſo groß, als vorher, weil ſie unter allen Nonnen ihres Kloſters nicht eine fand, die ihr das, was ſie an Luitbolds Freundſchaft verlor, hätte erſetzen können. Dieſe allein hatte ihr das Drückende ihrer Lage ein wenig erleichtert und die Unmöglichkeit, ſie in der Einſamkeit genießen zu können, brachte den Entſchluß in ihr hervor, nach Bokeldeburg, dem Genuße derſelben entgegen zu eilen.

Unglücklicher als je, — denn eine Hofnung, welche ſie, als ſie noch im Walde bey Bokeldeburg lebte, bisweilen aufgerichtet hatte, war nun gänzlich vernichtet, — glaubte die troſtloſe Hodika, daß der Reſt ihres Lebens in Luitbolds Geſellſchaft noch am wenigſten unglücklich vollends hinſchwinden würde, zumahl da Luitbold ſie verſichert hatte, daß ſie auf ſeinem Schloſſe ſo einſam würde leben können, als in dem Waldhäuschen oder jetzt in ihrer Zelle, weil ſie, wenn mehrere Geſellſchaft ihr mißfällig wäre, ohne allen Zwang mit ſeiner

Gattin allein leben könnte; und der Umgang mit dieſer geliebten Gattin würde ihrem leidenden Herzen gewiß wohlthun.

Unwiſſend, daß Graf Luitbold nicht mehr im Lande der Lebendigen wandelte, bat Hodika ihren Beichtvater, in ihrem Namen ein Schreiben an ihn ergehen zu laſſen. Sie meldete ihm darinn, daß Unglück ſie in die Nothwendigkeit geſetzt hätte, zum zweiten male bey ihm Schutz und Aufenthalt zu ſuchen. Zugleich berichtete ſie ihm, daß der Tod den Leiden ihres Vaters ein Ende gemacht hätte und erſuchte ihn zuletzt, zu den vielen Beweiſen, welche er ihr bereits von ſeiner Freundſchaft gegeben hätte, noch einen zu fügen und ihr einen wackern Mann zum Schützer und Gefährten auf ihrer Reiſe zu ſenden.

Auch an die Gemahlin des Grafen ließ ſie den gelehrten Mönch ein Schreiben aufſetzen, worinn ſie ſie bat, ſie bey ſich aufzunehmen. „Ich bin eine Unglückliche“ — ſchrieb ſie unter andern — „und Unglücklichen, verſicherte mich der Graf von Ditmarſen öffneten ſich die

Arme

Arme ſeiner liebenswürdigen Gemahlin mitleidsvoll.“

Kaum hatte Ida dieſe Briefe geleſen, als ſie ihrem Gemahl ihren Inhalt bekannt machte und zugleich ſich ſeinen Rath erbat, wen ſie abſenden ſollte, um Zodika zu ihr zu bringen. Ohne ihr zu antworten wendete ſich Graf Dedo zu dem Ritter Siegfried, welcher ſich eben bey ihm befand.

„Wolltet Ihr, Herr Ritter“ — ſprach er zu ihm — „wohl für meine Gemahlin die Gefälligkeit haben, eine Reiſe nach Dänemark zu machen?“

„Für die Mutter der Ditmarſen“ — antwortete Reventlau — „ziehe ich mit Freuden gen Konſtantinopel, ſo Ihr dadurch ein Dienſt geſchieht.“

„Nehmt meinen Dank, Herr Ritter“ — erwiederte Ida — „für Eure Bereitwilligkeit. Aber nein, es wäre unbillig, einen Greis, wie Ihr, den mit dieſer Reiſe verbundenen Beſchwerlichkeiten auszuſetzen.“

„Ich

„Ich bitte Euch, gnädige Frau, laßt Euch von meinem Alter nicht abhalten, mir Eure Befehle zu geben“ — wendete der Ritter Siegfried ein — „Alt bin ich zwar, aber noch habe ich Kräfte genug, ſelbſt zu der weiteſten Reiſe, wie viel eher zu einer ſo kleinen, als die nach Dänemark iſt.“

„Wohl dann, Herr Ritter“ — entgegnete Ida — „verdient Euch meinen lebhafteſten Dank und neben ihm den feurigſten Dank meiner Freundin, den ſie Euch ſagen wird, ſobald Ihr Euch als ihren Begleiter und Schützer nennt.“

„Wie hold iſt mir das Glück“ — erwiederte der Greis freudig — „daß es mir auch noch am Abende meiner Tage Gelegenheit zeigt, die Ritterpflicht, Damen zu dienen und ſie zu ſchützen, zu erfüllen.“

„Noch mehr als dieſe Pflicht“ — vermehrte Ida ſeine Freude — „könnt Ihr erfüllen, denn Ihr werdet zugleich einer Bedrängten beyſtehen.“

„Die

Die Gräfin machte nun den Ritter Siegfried mit der Abſicht ſeiner Reiſe näher bekannt, bat ihn aber, Hodika zu verſchweigen, daß Luitbold geſtorben wäre.

„Sprecht" — endigte ſie ihre Rede — „Graf Luitbold ſendete Euch, damit Hodika nicht vielleicht von der Ausführung ihres Vorſatzes abgehalten wird, wenn ſie erfährt, daß ihr Freund nicht mehr iſt, oder wenigſtens der Schmerz über ſeinen Verluſt ſich ihres Buſens nicht eher bemächtigt, bis ich ſelbſt ihn lindern kann."

Reventlau verſprach dies, worauf er die Gräfin eilend verließ, um ſich zur Reiſe fertig zu machen. Mit einem Briefe verſehen, den Ida ſelbſt geſchrieben hatte, trat er ſie noch des nämlichen Tages an.

Siebenzehntes Kapitel.

Auch ein Geiziger giebt zuweilen gern Geld weg.

Nicht lange nach der Abreiſe des Ritters Reventlau, ritt Graf Dedo aus, einen ſeiner Lehnsleute auf ſeiner Burg zu beſuchen. Der Weg führte ihn durch den Wald, wo ſich einſt Zodika aufgehalten hatte und es war ſchon ſpät in der Nacht, als Graf Dedo, von einem einzigen Knappen begleitet, wieder heim ritt. Mitten im Walde wurde er von drei vermummten Männern meuchelmörderiſch angefallen und gleich beym erſten Angriffe nebſt ſeinem Knappen verwundet. Zum Glücke hatten die Meuchelmörder gefehlt, und, ſtatt das Herz zu treffen, bey beyden Schlachtopfern nur die Bruſt geſtreift, ſo daß beyden noch Kräfte genug übrig blieben, ihr Leben tapfer zu vertheidigen.

Es gelang ihnen, zwei von den Mördern zu verwunden, aber wüthend ſtürmte nun der Dritte auf den Grafen los. Dieſer zielte beſ-

ſer

ſer als ſeine Gefährten, welche den erſten Angriff gemacht hatten. Er traf den Grafen in die Bruſt, daß er vom Pferde ſank. Eilend flohen nun die Mörder, und des Grafen Knappe ſprang von ſeinem Pferde herab, verband die Wunde ſeines Herrn, ſo gut er dies in der Finſterniß der Nacht konnte, ladete ihn alsdenn auf ſeine Schultern und eilte nach Bokeldeburg.

Dieſer Angriff auf das Leben des Grafen, war Walſtorps Werk; und um zu enthüllen, was ihn zu dieſer ſchwarzen That gegen einen Mann, von welchem ihm nie nur ein Schein einer Beleidigung wiederfahren war, entflammte, müſſen wir in der Geſchichte etwas zurückkehren.

Dedo ſtammte aus Thüringen, konnte aber leicht jedes andere Land mit ſeinem Vaterlande verwechſeln, denn er hatte in dieſem nicht mehr Eigenthum als in jedem andern. Seine ganze Haabe beſtand aus einem Knappen, zwei Pferden und den nöthigen Waffen. Geld beſaß er nur dann, wenn er im Kriege oder in

ehrlicher Fehde Beute gemacht hatte, außerdem lebte er von dem, was Große ihm für ſeine geleiſteten Dienſte oft kärglich genug ſpendeten.

Für mehrere war ſchon ſein Blut gefloſſen, als er in die Dienſte des Herzogs von Sachſen, Bernhards des Zweyten, trat. Hier lernte er, kurz nach dem Einfalle der Wenden in Ditmarſen und Hollſtein, den Grafen Luitbold kennen. Gleichheit des Charakters machte ſie bald zu Freunden. Dedo verlies Herzog Bernhards Dienſte und wurde der ſtete Gefährte des Grafen von Ditmarſen, der ihn in ſeinem Lande mit einigen Gütern belehnte.

Dies alles geſchahe lange vor Idas Vermählung mit dem Grafen Luitbold; und damals ſchon wurde Walſtorp Dedos Feind. Die Güter, welche der letztere von dem Grafen erhalten hatte, gränzten an die Beſitzungen des Erſtern und dieſer war eben Willens geweſen, den Grafen zu bitten, daß er ihn mit dieſen Gütern, welche während des wendiſchen Ueberfalls herrenlos worden waren,

belehnen

belehnen möchte, als er erfuhr, daß der Graf dieſe heimgefallenen Lehen bereits dem Ritter Dedo ertheilt hätte. Grund genug für den habſüchtigen Walſtorp, den Ritter zu haſſen, da er ihm entzog, was er zu erhalten gehofft hatte.

Ein zweiter Grund zum Haſſe gegen Dedo war die Achtung, welche Graf Luitbold ihm bewies; und Walſtorps Ahnenſtolz erkannte ihn derſelben um ſo weniger für unwürdig, da Dedo von dunkler Abkunft war, denn ſeitdem die deutſchen Edeln ſich nach ihren Schlöſſern zu nennen begonnen hatten, war Dedo's Stammhaus ohne Beſitzung geweſen. Walſtorps Grimm entbrannte daher wider dieſen Fremdling von unbekannter Abkunft, und die wiederholten Beweiſe der Achtung und Freundſchaft, welche er von dem Grafen Luitbold erhielt, fachten dies Feuer immer mehr an, doch verſchloß es Walſtorp in ſeinen Buſen, weil er befürchtete, daß er ſich fürder keine Gunſt von dem Grafen verſprechen dürfte, wenn er ſeinen Günſtling beleidigte.

Zu dieſem Haſſe gegen Dedo geſellte ſich ſpäterhin, wie unſern Leſern bekannt iſt, auch Haß gegen den Grafen von Ditmarſen und ſeine Gemahlin. Er erzeugte Rache, zu deren Befriedigung Walſtorp nur einer günſtigen Gelegenheit harrte. Lange fand ſie ſich nicht und Graf Luitbold entgieng Walſtorps Rache durch ſein frühes Hinſcheiden. Den höchſten Grad erreichte ſie, als Dedo Graf und Idas Gemahl wurde. Walſtorp misgönnte dem ihm ſo verhaßten Dedo dies Glück und meinte auch, wenn Ida ſich einem ihrer Edeln hätte vermählen wollen, ſo hätte ſie ihre Hand eher ihm, der ebenfalls unbeweibt war, geben können, als dieſem unbekannten Dedo.

Ueber ſich ſelbſt zornig, daß er ſeiner Rache wider Dedo nicht eher freien Lauf gelaſſen hatte, weil ihm dies nun, da er ſein Herr war, nicht nur ſchwerer, ſondern auch gefährlicher werden konnte, ſann er auf Mittel, ſie in geheim zu befriedigen.

Heinrich von Bocholt, ſein Schwager und Vertrauter, bot mit ihm zugleich ſeine Er-

findungs-

ſindungskraft auf und dieſem fiel es zuerſt ein, daß Walſtorp durch die Ermordung des Grafen ſich an ihm und ſeiner Gemahlin gleich empfindlich rächen könnte. Er verſicherte ihn, daß dies ganz im Verborgenen geſchehn könnte und eröffnete zugleich dem Ritter Walſtorp einen frohen und, für ſeinen Ehrgeiz, ſchmeichelhaften Blick in die Zukunft. Vielleicht, meinte er, gelänge es ihm, die Gräfin von Ditmarſen dahin zu vermögen, daß ſie nach ihres Gemahls Tode ihm ihre Hand gäbe.

„In welchen Wahn geräthſt Du, Bruder“ — wendete Walſtorp ein — „haſt Du vergeſſen, daß die ſtolze Frau gegen mich ſo tödtlichen Haß hegt, als ich gegen ſie?“

„Du irrſt“ — antwortete Bocholt — „ich bin im Gegentheile verſichert, daß die Gräfin mit dem Betragen ihrer beiden Gemahle gegen Dich unzufrieden iſt, daß ſie wünſcht, Dich zum Freunde zu haben. Doch ohne Rückſicht auf dies alles muſt Du wiſſen, daß man die Gräfin lenken kann, wohin man will, wenn man ihre ſchwache Seite zu benutzen und ihr

vorzuſpiegeln weis, daß das, was man von ihr begehrt, den Vortheil des Landes bezwecke. Genug, ich will nicht Heinrich von Bocholt heißen, wenn nicht die Gräfin von Ditmarſen in kurzem Deine Gemahlin iſt.“

„O laß uns erſt Eins vollenden“ — erwiederte Walſtorp lächelnd — „ehe wir an das Andre denken. Wie wäre es möglich, den Glückspilz Dedo heimlich aus der Welt zu ſchaffen?“

„Sehr leicht“ — entgegnete Bocholt — „wenn Dich eine Hand voll Goldſtücke nicht dauert.“

So ungern ſich auch ſonſt Wolſtorp von der kleinſten Münze ſchied, ſo willig bot er jezt ſeinem Schwager zwei Hände voll Goldſtücke, wenn er ihm einen ausführbaren Anſchlag uz geben wüßte; worauf denn dieſer ihm entdeckte, daß er unter ſeinen Dienern drey Kerl hätte, die gleich verſchwiegen als verſchlagen wären. Dieſen wollte er auftragen, den Grafen Dedo meuchlings zu ermorden.

Wal-

Walſtorp verlangte, daß Bocholt ſeine Knechte zu ihm bringen ſollte. Er wurde mit ihnen bald um das Blutgeld einig, worauf die Miethlinge jeden Schritt des Grafen belaurten. Einige Tage lang konnten ſie nicht an ihn kommen, ſo daß dem Blut und Rache dürſtenden Walſtorp die Zeit ſchon zu lang zu werden begann, bis die Mörder endlich, unmittelbar nach ihrem Angriffe auf den Grafen, in ſein Gemach traten und ihm berichteten, daß ſie den erhaltenen Auftrag zu ſeiner Zufriedenheit ausgerichtet hätten.

„Es war ein ſchweres Stück Arbeit“ — ſetzten die Verwundeten hinzu — „und Ihr könntet uns immer, außer dem verſprochenen Gelde, noch ein kleines Schmerzengeld geben, geſtrenger Ritter!“

„O vor Euch Ihr Feigen“ — fieng jezt der dritte Mörder an — „hätte Graf Dedo beynahe ohne Blutverluſt wieder heim kehren können. Mein kraftvoller Arm war es, der ihn tödtete.“

„Und

„Und biſt Du auch gewiß, daß Du ihn tödteteſt“ — fragte Walſtorp. —

„Ganz gewiß“ — antwortete jener — „ich hörte noch wie er röchelnd ſeine Seele von ſich ſties. Mein Schwerd traf ſein Herz und ſeht, geſtrenger Ritter, ſo weit es blutig iſt, ſo weit ſtak es in der Bruſt des Grafen.“

Walſtorp zahlte den Mördern den Sold für ihre Unthat aus, die erſte Summe, welche der Geizige mit Freuden hin gab, reichte ihnen dann für ihre Schwerdter auch noch ein Goldſtück, weil er befürchtete, daß die Mörder die blutigen Mordgewehre vielleicht möchten blicken laſſen und daher für nöthig hielt, ſie ſelbſt in ſeine Verwahrung zu nehmen. Froh über ſeinen gelungenen Plan, hies Walſtorp die Mörder gehen, vergaß aber doch nicht, ihnen Vorſicht zu empfehlen, damit ſie ſich nicht vielleicht durch verdächtige Reden verriethen. Alle drey mußten ihm nochmals Verſchwiegenheit ſchwören, worauf ſie ſeine Burg verließen.

Ende des erſten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinse, Gottlob Heinrich, 1766-1813

Ida von Schwaben, Enkelin der Kaiserin Gisela in zwei Theilen

Bd.: [1]

Leipzig (1791)

P.o.germ. 593 t-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10310693-8
VD18 80371299-001